

II Städte als Orte der Koexistenz und Gewalt

Ich habe ein amtliches Jahrbuch 1924 von Polen; ich will mich vor Zahlen nicht fürchten. Dies Polen hat 1921 4.000.000 Quadratkilometer Bodenfläche, und 27 Millionen Menschen sitzen drauf. Elf Millionen von diesen Menschen hat das alte Kongresspolen gestellt, acht Österreich, vier Preußen. Fehlen noch vier: die besetzten das „Ostgebiet“, den Rayon Grodno, Wilna, Minsk, Wolhynien. In Deutschland sitzen sie etwa doppelt so dicht: 126,8. In England 152,8. Belgien 245,3. Ist also Platz in Polen.

[...]

Die polnischen Städte sind im letzten Jahrhundert lustig gewachsen: Warschau hatte 1860 etwa 150.000 Menschen, nach 20 Jahren das Doppelte, und 1900 sind es an 700.000. Frauen mehr als Männer: im Warschauer Gebiet 121 Frauen auf 100 Männer. Wird eine Kriegsfolge sein. Es gibt im Lande 400 katholische Kirchen mit 7.000 Priestern.¹

Die in dieser Studie untersuchten Bürgermeister amtierten in vier verschiedenen Typen von Städten. Der erste Typus schließt nur Warschau ein, das eine europäische Metropole mit über einer Million Einwohnern war. Die zweite Gruppe umfasst mittelgroße Städte wie Lublin, Radom, die im GG wie Warschau als Distrikthauptstädte dienten, aber kleiner als Warschau und vor dem Krieg politisch weniger bedeutsam als die Hauptstadt waren. Zur dritten Kategorie zählen mittelgroße Städte wie Tschenschow und Kielce, die im GG zwar keine Distrikthauptstädte, aber vor dem Krieg politisch zumindest so relevant wie Lublin und Radom waren. Im Gegensatz zu Radom war Kielce die Hauptstadt einer Wojewodschaft. Der vierte Typus schließt kleinere Orte wie Otwock, Neumarkt und Grójec ein, in denen Bürgermeister ohne Stadthauptmänner amtierten und deren Stadtbevölkerung teilweise in der Landwirtschaft arbeitete.

Alle in dieser Studie untersuchten Städte hatten jüdische Gemeinden, die zwischen 20 und 80 Prozent der Stadtbewohner ausmachten. Da Polen vor dem Zweiten Weltkrieg mit über drei Millionen Juden die größte jüdische Bevölkerung in der Welt nach den USA hatte, waren Städte mit 20 bis 30 Prozent jüdischen Einwohnern keine Ausnahme. Das Leben zwischen Juden und Katholiken gestaltete sich in den polnischen Städten unterschiedlich. Dies hing von der Größe der Stadt ab und davon, in welchem Imperium der Ort vor 1918 gelegen hatte. Einen markanten Einfluss auf die Beziehungen zwischen Juden und Katholiken vor 1939 hatte, neben der Regierungspolitik und der Aktivität rechtsnationaler und faschistischer Gruppierungen und Parteien, die Lokalpolitik sowie der Grad der Akkulturation der jüdischen Stadtbewohner. Im ehemaligen Galizien war das Leben zwischen Polen und Juden insgesamt entspannter als im ehemaligen Kongresspo-

1 Alfred Döblin, *Reise in Polen*, Bonn 2006, S. 21.

len, wo es zwischen 1935–1937 zu den meisten antijüdischen Ausschreitungen und Pogromen kam.²

Warschau

Warschau war mit über 1,2 Millionen Einwohnern die mit Abstand größte Stadt des Generalgouvernements. Vor der deutschen Besatzung war es sowohl die Hauptstadt der Zweiten Republik, als auch des von 1815 bis 1916 existierenden und durch das Russische Reich kontrollierte Kongresspolen gewesen.³ Alfred Döblin hatte 1924 kein Problem, sich in Warschau zu orientieren: „Der einfache Straßenplan: von Norden nach Süden die großen Parallelstraßen ‚Krakauer Vorstadt‘ und Marschallstraße und ihre Verlängerungen. Im Süden Villen und Parks. Im Westen Wola, das Arbeiterviertel. Im Norden an der Weichsel die Altstadt mit dem Schloss. Westlich davon die Judenstadt“.⁴

Die Metropole an der Weichsel war Heimat von 350.000 Juden und damit die größte jüdische Gemeinde Europas. Juden lebten in allen Stadtbezirken, aber einige Stadtteile wiesen einen hohen jüdischen Bevölkerungsanteil auf. Mit 90 Prozent stand Muranów, wo die Besatzer das größte Ghetto Europas errichteten, an der Spitze, aber auch in Powązki wohnten zu 77 Prozent Juden, in Leszno zu 50 Prozent, in Grzybowska zu 55 Prozent und in Ratusz zu 46 Prozent.⁵ Obwohl die Besatzer Krakau zur Hauptstadt des GG machten, um die Vorkriegshauptstadt symbolisch zu entwerten, wurde Warschau während der Besatzung weder politisch noch kulturell degradiert.⁶

Warschau war eine Stadt der Gegensätze. Während Reiche in Villen wohnten und moderne, schnelle Autos fuhren, lebten viele Arme in schäbigen Wohnungen oder Kellern. Frauen, die die neuste europäische Mode trugen, begegneten auf den Straßen traditionell gekleideten Bäuerinnen oder Chassiden, deren Aussehen und Leben stark durch religiöse Einflüsse geprägt war. Die Kabaretts und Theater an der Weichsel ähnelten jenen in den Pariser Stadtteilen Montmartre und Montpar-

² Jolanta Żyndul, *Zajścia antyżydowskie w Polsce w latach 1935–1937*, in: *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego w Polsce* 3, 159 (1991), S. 60, 69–70.

³ Die Bevölkerung Warschaus stieg von 937.000 im Jahr 1921 auf 1,289.000 im Jahr 1939. Die Zahl der Juden in Warschau stieg zwischen 1921 und 1939 von 310.000 auf 375.000 siehe Polonsky, *The Jews in Poland and Russia, 1914–2000*, S. 103–104.

⁴ Döblin, *Reise in Polen*, S. 22.

⁵ Polonsky, *The Jews in Poland and Russia, 1914–2000*, Bd. 3, S. 104. Für Muranów und das jüdische Warschau siehe Jacek Leociak, *Biografie ulic. O żydowskich ulicach Warszawy od narodzin po Zagładę*, Warszawa 2017; Engelking / Leociak, *Getto warszawskie*.

⁶ Szarota, *Okupowanej Warszawy dzień powszedni*.

nasse, gleichzeitig wurde das Straßenbild anderer Stadtteile durch Arbeiterkneipen oder Gebetshäuser geprägt. In der Stadt lebten sowohl akkulturierte Juden, die weder Jiddisch noch Hebräisch verstanden, als auch chassidisch-orthodoxen Gläubigen, die sich traditionell kleideten und Polnisch nur teilweise beherrschten. Die Diversität der jüdischen Gemeinde schlug sich auch beim Bau von Gebetshäusern nieder: die moderne Große Synagoge am Bankplatz, die 1878 eingeweiht wurde, missfiel den Chassiden und anderen orthodoxen Juden deutlich.⁷

Durch ihren hohen Einwohneranteil prägten Juden das Stadtbild Warschaus. Vor dem Zweiten Weltkrieg existierten dort 440 Synagogen und Gebetshäuser. Religiöse Juden waren aufgrund ihrer Kleidung auf den Straßen nicht zu übersehen. Eines der bekanntesten Gemälde, das Warschau im 19. Jahrhundert zeigt, wurde von Aleksander Gierymski 1880/1881 gemalt. Das bis heute populäre Bild zeigt eine jüdische Orangenverkäuferin. Wie in vielen anderen Städten Polen-Litauens siedelten sich Juden in Warschau bereits im 15. Jahrhundert an, mussten die Stadt aber 1527 aufgrund des durch König Sigismund I. erlassenen Dekrets *de non tolerandis Judaeis* verlassen. Das Dekret blieb zwar bis Ende 18. Jahrhunderts in Kraft aber Juden siedelten sich vor allem seit Beginn des 17. Jahrhunderts trotzdem erneut in der Stadt an. Das war möglich, weil Warschau aus mehreren Juridiken (Stadtbezirken) bestand, die den Magnaten (mächtigen Adeligen) gehörten. Als private Besitztümer entzogen sich die Juridiken dem Recht des Königs und der Stadtverwaltung. Da jede Juridika in der Regel aus einem Palast, einem Rathaus und einem Handelsmarkt bestand, luden die Magnaten häufig jüdische Händler und Handwerker ein, sich dort niederzulassen. Nach einer Zählung von 1764 lebten 2.500 Juden in der Stadt. 1792 machten sie schon etwa 10 Prozent der Stadtbevölkerung aus. Der Rückkehr der Juden nach Warschau und in andere Städte Polen-Litauens, in denen das Dekret *de non tolerandis Judaeis* ebenso galt, hing mit den Teilungen dieses vormodernen Imperiums zusammen. Diese fanden zwischen 1772 und 1795 statt und führten dazu, dass in Warschau zuerst die preußische und anschließend die russische Gesetzgebung galt.⁸

Warschau wurde im 19. Jahrhundert zu einer heterogenen Stadt und einer der wichtigsten Metropole jüdischen Lebens in Osteuropa, die Juden, Polen und andere nationale Gruppen zunächst aus kleinen Städten Kongresspolens und nach

⁷ Polonsky, *The Jews in Poland and Russia, 1914–2000*, Bd. 3, S. 99.

⁸ Marian Fuks, *Żydzi w Warszawie. Życie codzienne, wydarzenia, ludzie*, Warszawa 1992, S. 55–68; Anna Mieczkowska, *Echa dawnej Warszawy. Żydowska Warszawa*, Warszawa 2019, S. 141, 143, 154, 175; Engelking / Leociak, *Getto warszawskie*, S. 26; Hanna Węgrzynek, *Illegal Immigrants. The Jews of Warsaw, 1527–1792*, in: Glenn Dynner / François Guesnet (Hrsg.), *Warsaw. The Jewish Metropolis. Essays in Honor of the 75th Birthday of Professor Antony Polonsky*, Boston 2015, S. 21, 28.

1918 schließlich aus ganz Polen anzog. Die Zahl der Juden in Warschau stieg konstant: von etwa 15 Prozent Anfang des 19. Jahrhunderts auf fast 45 Prozent im Jahr 1917.⁹ Anfang des 19. Jahrhundert begann sich in Warschau der jüdische Bezirk in Muranów zu formen. Der Auslöser dafür war ein Erlass des Königs Friedrich August von Sachsen, der Juden verbot, in bestimmten Straßen und Stadtteilen zu wohnen.¹⁰ In den 1880er Jahren kamen viele Juden aus Russland nach Warschau, die vor sozialen und wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten, Diskriminierungen und Pogromen flohen. Gleichzeitig wurde Warschau wie viele andere Städte Ostmitteleuropas zum Schauplatz wirtschaftlicher Rivalität und antijüdischer Ausschreitungen, wie des Warschauer Pogroms von 1881. In der Zwischenkriegszeit machten sich in Warschau neben wirtschaftlich motiviertem Antisemitismus auch intellektueller und universitärer Antisemitismus bemerkbar. Wie in anderen polnischen Universitätsstädten wurden jüdische Warschauer Studenten von bestimmten Fakultäten und Professoren diskriminiert und von nationalistischen Studenten angegriffen und verprügelt. Die jüdische Bevölkerung Warschaus war vor dem Zweiten Weltkrieg, wie in vielen anderen polnischen Städten auch, größtenteils arm. Was die Hauptstadt von den meisten anderen Städten unterschied war der hohe Anteil an akkulturierten und assimilierten Juden. In der nach New York zweitgrößten jüdischen Weltmetropole lebten 1938 etwa 370.000 Juden, obwohl ihr Anteil an der Stadtbevölkerung insgesamt auf etwa 30 Prozent sank.¹¹

Eine der beeindruckendsten Beschreibungen der Warschauer Juden und des jüdischen Stadtteils Muranów publizierte der Schriftsteller und Psychiater Alfred Döblin während seiner Reise in Polen 1924. Döblin war ein aufmerksamer Beobachter und historisch bewandeter Mensch. Da er selbst aus einer assimilierten deutschen jüdischen Familie stammte, fand er das vielfältige jüdische Leben in Warschau besonders interessant:

350.000 Juden wohnen in Warschau, halb so viel wie in ganz Deutschland. Eine kleine Menge sitzt verstreut über die Stadt, die Masse haust im Nordwesten beieinander. Es ist ein Volk. Wer nur Westeuropa kennt, weiß das nicht. Sie haben ihre eigene Tracht, eigene Sprache, Religion, Gebräuche, ihr uraltes Nationalgefühl und Nationalbewusstsein.

Aus Palästina, ihrem Stammland, wurden sie vor zwei Jahrtausenden geworfen. Dann trieben sie sich in vielen Ländern herum, teils wandernd, teils gejagt, Händler, Kaufleute, Geldleute, geistig immer in enger Berührung mit dem Wirtsvolk, dabei fest an sich haltend. Teile bröckelten ständig ab, im Ganzen blieb das Volk. Und jetzt ist die Masse seiner Menschen

⁹ Engelking / Leociak, Getto warszawskie, S. 28.

¹⁰ Engelking / Leociak, Getto warszawskie, S. 28.

¹¹ Polonsky, *The Jews in Poland and Russia, 1914–2000*, Bd. 3, S. 87–88, 103–104; Engelking / Leociak, *Getto warszawskie*, S. 33; Werner Bergmann, *Tumulte – Excesse – Pogrome. Kollektive Gewalt gegen Juden in Europa 1789–1900*, Göttingen 2020, S. 426–498.

größer als vor zwei Jahrtausenden. Man preßte sie von Süden nach Norden, aus Spanien heraus, wo sie zu Hunderttausenden siedelten, aus Frankreich nach Deutschland, in das Polen- und Russenland hinein. Immer warf sich ökonomischer Haß über sie, Abneigung gegen das fremde Volk, Widerwille, Furcht vor ihrem fremden Kult. Dieses Polen nahm sie im dreizehnten Jahrhundert auf.

Sie gerieten in ein Land, das städtearm war, zwischen Bauern und Adel, übernahmen die Funktionen eines Bürgerstandes. Das Privileg eines Herzogs Boleslaw schützte sie, ließ ihnen ihre Rechtsprechung und innere Selbstverwaltung. Das Privileg wurde mehrfach, auch durch Kasimir den Großen, bestätigt, zuletzt durch den Polenkönig Stanislaus August im 18. Jahrhundert. Einen hohen Grad wirklicher Autonomie besaßen sie. Das Wort ging früh um: „Polen, der Himmel des Adels, das Paradies der Juden, die Hölle der Bauern.“ Jedes Jahrhundert erlebte dabei seine Judenhetzen. Die neue Nationalzeit nahm ihnen die Privilegien. Die Minoritäten- und Autonomienpolitik tritt jetzt in anderem Kleid auf.

In dieser Stadt Warschau setzten sie sich an in der Abrahamsgasse im Zentrum, waren vom Handel ausgeschlossen nach dem Magdeburger Recht, das Warschau hatte: handeln durften nur Städter und Christen. Sie wurden mehrfach aus der Stadt verjagt, lebten auf den Dörfern unter dem Schutz des Adels. Noch auf dem Großen Reichstag 1788 forderten Warschauer Magistratsdeputierte die Verschärfung aller Judenerlasse. Aber sie blieben vom Adel geschützt. „Es gibt gewisse ökonomische Notwendigkeiten, gegen die alle anderen Faktoren nicht ausmachen“. Mit dreieinhalb Millionen Menschen wächst das Volk heute in Polen.

Die Nalewkistraße läuft im Nordwesten Warschaus im gleichen Zuge mit der Marschallstraße und der Krakauer Vorstadt. Die breite Nalewki ist die Hauptader der Judenstadt. Nach links und rechts laufen von ihr lange Straßen ab mit neuen Querstraßen und Gassen. Und alles gefüllt und wimmelnd von Juden. Elektrische durchfahren die Nalewkistraße. Ihre Häuser haben Fronten wie die meisten Häuser Warschaus, bröckelig, unsauber. Höfe tauchen in alle Häuser hinein. Ich gehe auf einen; er ist viereckig und wie ein Markt von lauten Menschen, Juden meist im Kaftan, erfüllt. In den Quergebäuden Möbelgeschäfte, Fellgeschäfte. Und wie ich ein Quergebäude durchgehe, stehe ich wieder auf einem wimmelnden Hof, voller Kisten, mit Pferdegespannen; von jüdischen Lastträgern wird auf- und abgeladen. Große Geschäftshäuser beherbergt diese Nalewki. Bunte Firmenschilder zeigen zu Dutzenden an: Felle, Pelze, Kostüme, Hüte, Koffer. In Läden und oberen Stockwerken Geschäfte. Nach der Stadt zu, im Südteil an der Długa, offene große moderne Läden: Parfümerien, Stempel, Manufaktur. Ich lese sonderbare Namen: Waiselfisch, Klopferd, Blumenkranz, Brandwain, Farsztanding, Goldkopf, Gelbfisch, Gutbesztand. Man hat den Menschen des geächteten Volkes Spottnamen angehängt. Ich lese weiter: Goldluft, Goldwasser, Feldgras, Oksenberg. Jüdische Frauen gehen in der Menge; sie tragen schwarze Perücken, einen kleinen schwarzen Schleier darüber, vorn eine Art Blume. Einen schwarzen Schal haben sie um. Merkwürdig ein großer modern gekleideter junger Mann mit seiner eleganten Schwester: stolz geht er und trägt eine Judenkappe auf dem Kopf. Auf dem Pflaster Familien im Gespräch: zwei jüngere Männer in sauberen Kaftanen mit ihren modern gekleideten polnisch geschminkten Frauen. Ein Mann mit Matrosentracht dabei, „Torpedo“ steht auf seiner Mütze. Ein polnischer Schutzmann leitet auf dem Damm den Wagenverkehr. Dieses Nebeneinander zweier Völker. Junge Mädchen schlendern Arm in Arm her, sehen wenig jüdisch aus, lachen, sprechen jiddisch, tragen sich bis auf die feinen Strümpfe polnisch. Aufrecht spazieren sie. Die Schultern der Männer sind schlaff, die Rücken krumm, der Gang schleppend.

Vormittags. Die auffällige Masse alter weißbärtiger Männer. Viele schmutzige, zerrissene Kaftane. Aus blassen und gelben bärtigen Gesichtern blicken sie. Heftiges Geschäftsleben

auf Trottoir und Damm: es lehnen auch viele an den Mauern mit ganz ruhigem, stumpfen Ausdruck. Nebeneinander hocken fünf ganz zerlumpte Männer vor einem Hausflur, Stricke um den Leib gebunden: Träger. Jiddische Zeitungen werden ausgerufen. Aus den großen tiefen Läden steigen Männer, schleppen Säcke. Wie grausig zerlumpt sie sind, Stiefel mit hängenden Sohlen, Ärmel ausgerissen, Nähte geplatzt. Ein Junge führt einen Mann mit weißen roten Augen; sie betteln. Eine alte schmierige Frau drängt sich an die Passanten heran, hält die Hand hin. Vor einem amtlichen Papierosykasten am Straßenbord hocken drei ältere Juden, plaudern, rauchen. Wie viele herumstehen, sich umblicken, warten, warten, warten. Öfter kommt ein Windstoß; dann fliegen ihre langen schwarzen Mäntel auf, die weißen rituellen Schaufäden werden sichtbar. Ein kleiner dicker Mann steht mit einem mächtigen geknoteten Strick um den Leib vor einem Schaufenster, schwarzbärtig, mit gelehrtem Gesicht. Sein fettiger Kaftan und seine Hosen sind ein Fetzen. Manche wandern in kleinen langsamen Trupps.

Die gewaltigen Stofflager. Ich lese die Namen: Seidenstrumpf, Butterfaß, Tauchwarger, Spiegelglas. Dann Jakob Natur, Israel Gesundheit. Alle dutzend Häuser ein jüdischer Obsthändler; Früchte unter einem Glaskasten. Ein Mann trägt durch die Masse einen Pack Stöcke unter einem Arm. Die wehenden langen Bärte, schwarz und viele rötlichblond. Vorwiegend schwächlicher Typus. Im dunkeln Hintergrund der Läden sitzen immer mehrere, manchmal auf Tischen, essen, debattieren. Karren mit Tuchballen werden gefahren. Ich lese die Namen Amethyst, Diamant, Safir, Goldwasser, Mülstein. Es kommen knallrote Gesichter mit fuchsroten Bärten, breitschuldige Männer. Die Gesiastraße kreuzt die Nalewki, ist schmal, sehr lang, von der Straßenbahn durchfahren. Juden in Droschken mit Kaftan fahren um die Ecke, elegante Damen neben ihnen; Droschken, die Säcke transportieren.

Und da wandert zwischen den anderen eine große Erscheinung: ein hochgewachsener Mann in langem Seidenkaftan, mit weißem wallenden zweizipfligen Bart. Einen großen runden Hut hat er auf. Seine Augen blicken stier geradeaus. Er hat einen strengen stolzen Ausdruck. Ein kleiner sauberer Mann neben ihm. Das ist ein Rabbi. Er geht; sie beachten ihn Handelsaufen nicht. Und nicht weit hinter ihm zieht ein katholisches Begräbnis die Straße herauf. Vorauf rechts und links hohe Laternen mit brennenden Lichtern, hinter dem Wagen Trauernde, einfache Leute, barhäuptig, zuletzt eine einzelne Droschke mit Frauen. Welche verunzelten Gesichter ich um mich sehe. Sie schneuzen sich ohne Taschentuch mit der Hand an der Nase, wischen sich am Kaftan ab.

Die Dzikastraße. Das kleine Goldwarengeschäft: ein blühendes Judenfräulein steht an der Tür, die üppigen roten Haare gelockt. In einer Gänseschlachtereier arbeitet in Schaufenster eine derbe kleine Frau bis an die Ellenbogen im Blut, nimmt eine Gans aus. Tapezierer, Bäcker, Metzger, Tandgeschäfte. Ein fliegender Tuchhändler mit jüdischen Schriften. Haufen von Kindern: mir fällt ihr slawischer Typus auf; die jüdischen Züge treten erst später hervor. Langsam schlürft einer mitten über den Damm, ein Mann, einen Stuhl rechts, einen Stuhl links, drei ineinander geschoben auf dem Kopf. Verblüffend ein ganz schmaler hoher Laden, nur eine Stube, die nach der Straße offen ist. Darin raucht auf einer Bank ein ganz alter Mann, und sein Laden ist vollgestopft bis zu seinen Füßen mit schrecklichem Abfall, mit rostigen alten Eisen: Schlüssel, Ringe, Drähte, Schlösser. Die Schilder: Kleinfinger, Berlinerblau, Rotblut, Halbstrunk, Tuchband, Zweifuß, Alphabet, Silberklang. Im Arbeitskittel schlendern mit Leitern Maler, Tüncher; Kappen auf dem Kopf. Im Gespräch bewegen diese Menschen Arme und Hände nicht viel; was man im Westen sieht, ist Einstellung. Einige Alte tragen gedrehte Schläfenlocken; in ihren schweren rockartigen Kaftanen sehen sie von hinten wie



Abb. 1: Nalewki Straße, public domain.

Weiber aus. Heben auch, wenn sie Pfützen übersteigen, die Röcke wie Weiber auf. Von denen, die hier stehen, haben sehr viele einen träumenden Ausdruck; sind wie unaufgeweckt.¹²

Döblin besuchte in Warschau auch die Synagoge in der Tłomackie Straße und beschrieb, was dort vor sich ging:

Die große Synagoge in der Tłomacki; klassizistischer Tempel, schmal, hoch. Darüber die Kuppel mit dem Davidschild. Ein kleiner Tempeldiener plaudert am Fuß der Treppe mit einem polnischen Schutzmann. Es ist ein Sonnabendvormittag. Sie strömen die Treppe hinauf. Hier gehen wenige in Kaftan und Kappe, das ist die Synagoge des Mittelstands, zugleich der Aufgeklärten, Emanzipierten, auch der Assimilierten. Ein leerer Vorraum mit Glastüren. Und sondern: rechts und links vom Eingang Becken mit tropfendem Wasser; die Eintreffenden tauchen ihre Finger hinein: der Rest einer rituellen Waschung, und zugleich wie nach dem katholischen Weihbecken. Im Tempelraum ein Gewimmel von Menschen. Sie unterhalten sich, meist leise, einige halblaut. Ein älterer verweist einem Jungen den Platz. Wie die Augen des Graubarts funkeln, der schließlich den Aufseher herbeiführt. Mit Kopfschütteln, sanftem Zureden drängt er den Jungen weg; noch lange blickt der Graubart giftig. An der

¹² Döblin, Reise in Polen, S. 73–77.

Hinterwand neben polnischen Inschriften drei Reihen von Uhren mit hebräischen Zeichen. Sie zeigen verschiedene Zeit; ich verstehe sie nicht. Einer vor mir betet sehr laut mit Schaukeln des Oberkörpers, ein Mann im Hut. Plötzlich dreht er sich um, unterbricht sich, klopft den weißhaarigen Tempeldiener auf die Schulter, sie reden von der Krankheit einer Frau. Der Aufseher ruft: „Steht nicht in der Mitte, steht nicht im Weg.“ Oben sitzen die Frauen hinter einem hohen weiten Gitter; ich sehe moderne fescle Hüte. Sind lange nicht so viele Frauen wie in christlichen Kirchen. Die meisten Männer haben Gebetsmäntel um, weiß mit schwarzen und blauen Serifen. Einige tragen sie wie einen Halsschal, einige haben sie an den Armen umgeschlagen und gerafft. Viele junge Leute gehen herum, dabei fast ein Dutzend Soldaten, und nachher werden es noch mehr. Sind allesamt keine vornehmen Leute, graben sich ungeniert mit dem Finger in die Nase, während sie sprechen. Einige Seriöse wandern langsam durch den Mittelgang, der Aufseher macht ihnen Platz; sie sitzen vorn. Kleine Knaben im Matrosenmützen stehen auf der Bank; ihre Begleiter lesen in Büchern und halten sie fest. Diese Männer haben rasche Blicke. Viele Gesichter sind voll und breit. Ich zähle im Raum beiderseits sieben Fenster, schmucklose kleine. Hohe Säulen stehen von der Empore auf, teilen sieben Rundbogen ab. Eine kleine Treppe führt zum Alter. Die rotbrennende Lampe, der Mittelvorgang. Das Liturgieren ähnelt dem katholischen. Und zum Erstaunen wird es dem katholischen ähnlich, wenn der Priester den Vorhang aufzieht und ein silbernes Gerät, das klirrt und klingelt, hervorholt, in Arm hält, wie eine Monstranz. Begleitet von Funktionären steigt der Priester die Stufen herunter, zieht unter Gesang am Alter vorbei, steigt wieder die Stufen hinauf. Oben stehen zivile Männer, die vorlesen. Hier entsteht eine enge Verbindung zwischen Gemeinde und Priester. Sie lesen vor, und bisweilen fallen Menge und Chor tumultartig ein. Jetzt erscheinen oben am Alter Knaben. Ich höre, sie werden eingesegnet. Allgemeines Flüstern; eine große Anzahl Leute drängt aufgeregt im Mittelgang nach vorn. Der Tempel ist ganz voll geworden, hinten schieben sie sich aus dem Vorraum herein. Der weißbärtige Aufseher kämpft mit den Leuten. Mit hochpathetischer Stimme sagt oben ein Knabe – er mutiert eben, seine Stimme überschlägt sich – hebräische Worte auf. Man gibt sich unten vertrauliche Zeichen, lächelt. Die Männer und Frauen sind alle aufgestanden, recken die Hälse. Immer heftiger drängen sie nach vorn. Der Priester singt, und dann sagt ein anderer Knabe seinen Spruch auf. Schon gehen Männer weg. Aus dem Vorraum schieben sie neue vor. Ich gehe wie es sich oben wiederholt, auch. Im Vorraum debattieren sie in Gruppen. Sie stehen am Fuß der Treppe, mustern die Vorübergehenden.

Draußen sind die Geschäfte geschlossen. Langsam flanieren Kaftanträger über die stille Straße. Wie ich mich dem Theaterplatz nähere, ändert sich rasch das Bild. Ich bin in Polen, in einer wogenden großen polnischen Stadt.¹³

Außer für die große Synagoge interessierte sich Döblin für die kleinen „Gebetsstuben“, in denen er grundsätzlich andere Sitten und Menschen als in der großen Synagoge sah:

Auf dem Hof sehe ich helle Fenster; Lichter brenn drin. Ich blicke in ein Fenster; da sitzen Männer in Gebetsmäntel auf einer Bank: ein „Stiebel“ der Chassidim. Sie sitzen die ganze Nacht hier und beten. Am nächsten Morgen dringe ich wieder in die zionistische Betstube

13 Ebenda, S. 78–80.

ein. Auch hier sind viele über Nacht geblieben. Fürchterlich stickige Luft; manche liegen mit den Köpfen auf den Bänken; der weißbärtige Mann betet vor. In der Nalewkistraße gehe ich durch einen Hausflur. Die weiteren Höfe sind ausgestorben. Ein Junge springt herum, hat ein schwarzes rundes Käppchen auf, trägt einen langen schwarzen Rock mit einem Gurt. Blaß, skrofulös und schmutzig ist er. Über den zweiten leeren Riesenhof gehe ich mit meinem Begleiter, ein elegantes jüdisches Fräulein zeigt uns den Weg. Da im Quergebäude ist eine große Betstube der Guraleute, Anhänger des großen, mächtigsten Rebbe, des von Gura Kalwarja. Ein paar Jungen laufen vor einer Tür, bekleidet wie der skrofulöse aber mit schönen weißen Wollstrümpfen, und sie tragen Pantoffeln.

Und dies ist, wie wir uns jetzt daranmachen, die finsternen Treppen zu steigen, auf abgetreten Stufen zwischen bröckligem Mauerwerk, ein ganz besonderer Ort. Helles, ja gelles singen, nein kein Singen, scholl schon über den Hof her. Es scholl von hier jetzt. Jetzt, die Treppe herunter, kommt ein wildes verworrenes Schreien, dann Murmeln mit Einzelrufen, ein tönerisches Durcheinander, das sich manchmal zu einem Lärm und Brausen zusammenschließt. Die Männer stehen und sitzen auf der Treppe; wir müssen vorsichtig über die Beine wegsteigen. Im zweiten Stock ist der Eingang. Es ist ein furchtbares Gedränge und lange keine Möglichkeit einzudringen. Aber mein Begleiter ist mutig; ich bin geniert, weil wir in auffälliger Tracht sind, in westlicher; hier haben alle Kappe und Kaftan.¹⁴

Radom

Radom, das rund 100 Kilometer südlich von Warschau liegt, wurde von den deutschen Besatzern 1939 zur Distrikthauptstadt ernannt, obwohl es zur Zeit der Zweiten Republik keine Hauptstadt einer Wojewodschaft gewesen war. Vor dem Zweiten Weltkrieg lag Radom in der Wojewodschaft Kielce und hatte etwa 90.000 Einwohner. Ein Drittel der Radomer waren Juden. Sie wohnten zwar in allen Stadtteilen, ihr kulturelles und politisches Leben konzentrierte sich jedoch auf das sogenannte jüdische Viertel, das nah am Stadtzentrum lag. Anders als in Warschau war der Anteil assimilierter Juden in Radom gering und die Unterschiede zwischen Polen und Juden entsprechend groß. 1927 diskutierten die Radomer Stadtabgeordneten die Einführung des Jiddischen als zweite Amtssprache, um die nicht Polnischen sprechenden Juden in Ankündigungen erreichen zu können und ihnen den Zugang zur Verwaltung zu erleichtern.¹⁵

Da Radom im Zentralen Industriegebiet (Centralny Okręg Przemysłowy) lag und unter anderem eine Waffenfabrik hatte, war die Stadt für die Besatzer strategisch wichtig. Etwa die Hälfte der Stadtbevölkerung arbeitete vor dem Krieg in der Industrie. Wie in anderen Städten Polens verdienten Juden in Radom hauptsächlich durch Kleinhandel und Gewerbe ihren Lebensunterhalt. Ihnen gehörten über

¹⁴ Ebenda, S. 94–95.

¹⁵ Krzyżanowski, Dom, którego nie było, S. 47–50.

60 Prozent der kleinen Geschäfte und Großhandlungen. Wie in anderen Städten arbeiteten nur wenige Juden als Beamte, gingen aber freien Berufen nach. Die Hälfte der Radomer Ärzte waren Juden.¹⁶

Auch in Radom wurden Juden diskriminiert, was unter anderem während der Amtsperiode des Bürgermeisters Józef Grzecznarowski (1884–1976) in Zeitungen thematisiert wurde. 1927 forderten jüdische Stadtabgeordnete, arbeitslose Juden im kommunalen Sektor einzustellen, sie bei der Verteilung von Kommunalwohnungen zu berücksichtigen und ihnen Zugang zur sozialen Versorgung zu garantieren. Offensichtlich ging die Stadtverwaltung davon aus, dass für die Bedürfnisse armer Juden die jüdische Gemeinde zuständig war.¹⁷ Dieses Problem wurde jedoch nicht gelöst, sondern nahm in den folgenden Jahren weiter zu, was aus dem Bericht der parteilosen Radomer Wochenzeitung *Trybuna* vom Mai 1938 hervorgeht:

Eine Delegation jüdischer Räte intervenierte bei dem Präsidenten Grzecznarowski wegen der Einstellung arbeitsloser Juden bei den öffentlichen Arbeiten. Die Delegation stellte fest, dass in der letzten Saison bei den städtischen Arbeiten nur 8 von 500 Arbeitern Juden waren, obwohl die Zahl jüdischer Arbeitslosen wegen des wirtschaftlichen Boykotts [Anm: gegen die jüdische Bevölkerung durch polnische nationalistische Organisationen] ständig ansteigt. In diesem Jahr stellte der Magistrat die niedrigste Zahl arbeitsloser Juden in den letzten 15 Jahren ein. Die Delegation intervenierte auch bei dem Arbeitsamt. Dort stellte man aber fest, dass der Magistrat keine Nachfrage nach registrierten, arbeitslosen Juden meldete.¹⁸

Die Wirtschaftskrise und der Aufstieg des Nationalismus und Antisemitismus in den 1930er Jahren vertiefte den Graben zwischen Juden und Polen weiter, der in kleinen und mittelgroßen Städten wegen der geringen Akkulturation der jüdischen Einwohnerschaft ohnehin nicht unerheblich war. Während dieser Zeit kam es in Radom immer wieder zu pogromartigen Ausschreitungen. In der Regel wurden sie durch kleine Gruppen antisemitischer Agitatoren verübt, die etwa antisemitische Zeitungen wie *Falanga* in der Öffentlichkeit verteilten oder nach einem Fußballspiel Juden auf den Straßen überfielen.¹⁹ Die wirtschaftliche Diskriminierung der jüdischen Ladeninhaber wurde manchmal von Besitzern polnischer Geschäfte unterstützt, die von der Gewalt gegen ihre jüdischen Nachbarn profitier-

¹⁶ Ebenda, S. 47–49.

¹⁷ Grażyna Łuszkiewicz-Dzierżawska, Przedstawiciele społeczności żydowskiej we władzach samorządowych Radomia (1916–1939), in: Zbigniew Wieczorek (Hrsg.), Społeczność żydowska Radomia w I połowie XX, Radom 2008, S. 48.

¹⁸ 8 Żydów na robotach miejskich!, *Trybuna*. Tygodnik Radomski, 20. Mai 1935, Nr. 20, in: Krzyżanowski, *Dom, którego nie było*, S. 50–51.

¹⁹ Piątkowski, *Dni życia, dni śmierci*, S. 146.

ten.²⁰ Die wirtschaftliche Diskriminierung nahm in Radom vielfältige Formen an. Christliche Kutscher beispielsweise befestigten an ihren Mützen gelbe Binden mit der Aufschrift: „Christlicher Kutscher“, um gezielt antisemitische Kundschaft anzusprechen.²¹

Die Radomer Juden sahen der Diskriminierung nicht passiv zu. Sie druckten Flugblätter auf Polnisch und Jiddisch, auf welchen sie zum Einkaufen in jüdischen Läden ermutigten und organisierten Veranstaltungen, auf denen sie über Antisemitismus aufklärten. Dabei wurden sie durch die Polnische Sozialistische Partei (Polska Partia Socjalistyczna, PPS) unterstützt.²² Nachdem in Przytyk, das nicht weit von Radom lag, am 9. März 1936 ein Pogrom stattgefunden hatte, dem am 13. Mai 1937 ein weiteres in Brest folgte, schlossen sich Radomer Juden Protesten gegen Antisemitismus an, die auch in vielen anderen Städten Polens stattfanden.²³ Während der Pogrome verteidigten sich Juden aktiv. In Przytyk kam es dabei zu einem Todesfall: der Jude Szulim Chila Laska erschoss den Bauern und Pogromteilnehmer Stanisław Wieśniak, was die antijüdische Gewalt noch verstärkte.²⁴

In Radom und vielen anderen Städten waren nicht nur die Aktivitäten der militanten Faschisten besonders beunruhigend, die auf den Straßen gegen Juden agitierten, ihnen die Scheiben einschlugen oder Pogrome ins Werk setzten, sondern die stillschweigende Akzeptanz dieses Verhaltens durch die polnisch-christliche Mehrheitsgesellschaft. Der Boykott jüdischer Läden, die Angriffe auf jüdische Studenten, die Pogrome, Ausschreitungen und fortwährende kommunale Diskriminierung von Juden und anderen Minderheiten wurden stillschweigend akzeptiert. Nur wenige polnische Christen verurteilten dieses Verhalten offen und sympathisierten mit den Juden und anderen Opfern.²⁵

Lublin

Lublin, rund 160 Kilometer südöstlich von Warschau entfernt, wurde ebenso wie Radom und Warschau durch die deutschen Besatzer zu einer Distrikthauptstadt gemacht. Im Gegensatz zu Radom war Lublin vor dem Krieg die Hauptstadt der gleichnamigen Wojwodschaft gewesen. Wegen seiner Lage und der dort 1569 ge-

²⁰ Krzyżanowski, *Dom, którego nie było*, S. 52.

²¹ Ebenda, S. 53.

²² Ebenda, S. 54.

²³ Piątkowski, *Dni życia, dni śmierci*, S. 148–149.

²⁴ Żyndul, *Zajścia antyżydowskie*, S. 65.

²⁵ Krzyżanowski, *Dom, którego nie było*, S. 54.

schlossenen Lubliner Union war die Stadt ein geschichts- und symbolträchtiger Ort, der – wie Lemberg – den Osten mit dem Westen verband. 1939 lebten in Lublin etwa 125.000 Personen. 42.830 (32,5 Prozent) von ihnen waren Juden. Das jüdische Leben konzentrierte sich in Podzamcze, einem Viertel unterhalb der Lubliner Burg, sowie in den Stadtteilen Wieniawa und Piaski. Lublin war für seine Jeschiwa Schule bekannt, die unter anderem von den jüdischen Gelehrten Salomon Szachna (1510–1558) und Meir Lublin (1558–1616) geleitet worden war. Die 1655 zerstört Jeschiwa wurde 1930 neu eröffnet, was in Lublin ein großes Ereignis war. Neben einem Ghetto errichteten die deutschen Besatzer in Lublin das Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek, das zunächst als Kriegsgefangenenlager fungierte.²⁶

Die jüdische Bevölkerung Lublins war heterogen. Zwar war der Großteil der Gemeinde orthodox und nicht assimiliert, aber in der Stadt lebten auch Juden, die christlichen Polen näherstanden als gläubigen Juden.²⁷ Lubliner Juden hatten ihre eigenen Zeitungen, Schulen, Druckereien und Theater. In der Stadt wirkten neun jüdische Parteien, deren Mitglieder im Stadtrat die Interessen der vielfältigen jüdischen Stadtbevölkerung vertraten und im Kahal untereinander rivalisierten. Neben Synagogen und Gebetshäusern leitete der Lubliner Kahal ein Krankenhaus, ein Waisenhaus, ein Altersheim, ein Übernachtungshaus, mehrere Mitzwas, und ein Sanatorium in Otwock. Die Stadt verfügte über 30 jüdische Schulen (Cheder), vier allgemeine jüdische Schulen und drei jüdische Gymnasien.²⁸

Alfred Döblin hielt sich 1924 auch in Lublin auf, nahm die Stadt jedoch anders wahr als Warschau. Im Unterschied zu Warschau waren orthodoxe Juden in Lublin, wie in vielen anderen polnischen kleinen und mittelgroßen Städten, nicht eine von vielen, sondern die dominierende Gruppe. Auch die Armut war präsenter als in Warschau:

Und wenige Menschen; wenig gutgekleidete Bürger, polnische Arbeiter, Bauernvolk, Juden in Tracht. Eine Mittelstadt, Kleinstadt. Nur ist sie nicht schläfrig wie eine deutsche: die Armut steht zu sehr auf ihrem Gesicht, hetzt zu nah und hinter ihr. Sie müssen alle die Beine bewegen. [...] Die Stirne dieser Männer sind hoch und breit, fliehen rückwärts. Sie sind von der russischen blonden und braunen struppigen Art. Weißblonde Kinder laufen herum. Stämmigen Männern begegne ich, ihre knochigen und fleischigen Gesichter haben Quadratform. Hängende buschige Schnurrbärte, manche gezwirbelt.²⁹
[...]

²⁶ Tadeusz Radzik, *Lubelska dzielnica zamknięta*, Lublin 1999, S. 11–15; Majer Bałaban, *Żydowskie miasto w Lublinie*, in: *Lublin. Brama Grodzka*, 2012, S. 16–21, 49.

²⁷ Adam Kopciowski, *Was hert zich in der provic? Prasa żydowska na Lubelszczyźnie i jej największy dziennik „Lubliner Tuglat“*, Lublin 2015, S. 392–393.

²⁸ Radzik, *Lubelska dzielnica zamknięta*, S. 15–24.

²⁹ Döblin, *Reise in Polen*, S. 159.

Eine Straße, Grodska, führt mich abwärts. Kinder spielen herum. Es wird bunt, sehr lebhaft; ich bin in die Judenstadt geraten. Häuser sind gelb und rosa bemalt. Ein Tor biegt sich über die Straße, grellrot; oben wohnen Menschen, Hin und her bewegen sich Männer, Frauen und Kinder. [...] Ein alter Wasserträger tritt vorbei, einen Querbalken über den krummen Schultern; rechts und links hängen die Eimer. Sie müssen keine Wasserleitung haben. In Lumpen schleichen Männer; man sieht das Fleisch ihrer Beine und Schultern. Am Platz unten an dem Brunnen münden winklige Gassen ein; zerbrechliche Holzhäuser, mörtelige kleine Steinhäuser umgeben den Platz. Juden in schmutzigen Kaftanen wandern hin und her, schreiende Frauen; ein Scherenschleifer arbeitet. Ich gehe in eine der Gassen. Die Häuschen sind einstöckig oder haben nur das Erdgeschoß, manche sind rot getüncht. Über allen weg drohen zwei hohe mächtige Steinbeile vom Schloß her. Ich bin an der Rückseite des Schlosses. Die Gasse endet blind. Ich gehe eine andere. Wieder diese hüttenartigen Häuser; der Name dieser Gasse ist etwa Krawiecka. Kinder in Massen. Der Weg lehmig. Lumpige Frauen schleppen Säuglinge.³⁰

[...]

Ich bin auf einen Marktplatz gekommen. Helle Sonne. Hühner und Gänse hat man in Holzkisten und Käfigen, sie schreien. Eine Masse zerrissener Männer lungern herum. Einige haben sich wirkliche Säcke vor den Leib gebunden. Einige haben Hosen, die ganze Teile der Unter- und Oberschenkel bloßlassen. Bessergekleidete handeln, mit alten Sachen, die sie in den Händen halten; einer steht auf den anderen. Diese Straße hat den Namen Duska. Geflickte hohe Schafstiefel werden feilgeboten. Wie eine Bäuerin eine Gans trägt: der Kopf des Tieres schaut er hinten unter der Achsel hervor, den Hals klemmt sie zwischen den Armen fest, die gelben Füße packt das Weib vorn in der Hand. Kinder kommen in Scharen aus der Schule gelaufen: ihre Bücher und Hefte schwenken sie lose an Bindfäden.³¹

[...]

Hinter einem grünen Vorplatz das jüdische Hospital. Ich gehe hinein, blicke über die Korridore, in die Säle. Ein rotes Emailschild im Gang dank für die „Amerikanische Hilfe“. Es ist jemand gestorben; das gesangvolle Klageweinen einer Frau schallt über den Flur. [...] Erst am Ende der Straße baut man die große jüdische Hochschule, die der Orthodoxen, eine Welt-Jeschiwe. Auf der einen Seite der Stadt steht die katholische Universität, hier diese. Tausend Menschen, Schüler und Lehrer, sollen drin unterkommen.

Es ist Provinz. Die Großstadt betreibt Politik, in der Provinz folgt die langsame Religion.

Ich bin hilflos, suche einen, der mir Erklärungen gibt. Ich sehe ein Schild in der Lubartowska mit jiddischer und polnischer Aufschrift: erkenne, es bezeichnet eine Bilderausstellung. Wie da mehrere junge Männer herumstehen, spreche sie deutsch an; sie verstehen. Ich lasse mich von ihnen herumführen [...] Mein junger Führer ist Bundist, Sozialist, im übrigen grausam ahnungslos. Er kennt fast keine Realien; die Tageszeitung ist sein einziges Aufklärungsmittel. Lächelnd steht er vor dem Neubau der Jeschiwe: „Die Orthodoxen werden es aufbauen. Und wenn es fertig ist, ziehen wir ein und machen eine moderne Schule draus oder geben Versammlungen“. Ich schweige, glaube es nicht.³²

[...]

³⁰ Ebenda, S. 167–168.

³¹ Ebenda, S. 169.

³² Ebenda, S. 170–171.

Er will mich auf den alten jüdischen Friedhof führen, der in der ganzen Welt berühmt sei. Durch das Elendsviertel gehen wir. In die Erde sinkenden Buden sind Wohnstätten für Familien. Bei manchen Häusern kann ich nicht glauben, daß da Menschen wohnen. Aber er lacht mich aus und demonstriert es mir. Das freie Feld, Morast grenzt an. Rechts an der Brücke sehe ich die Wiesen und den Schornstein: „Hier ist der allgemeine Überblick.“

Der alte Friedhof. Zwei Frauen schreien und lärmen miteinander, als wir angemeldet sind. [...] Ein jüngerer Jude in Kaftan und Kappe führt uns dann. Wir gehen über Hügel, die sich stark und wellig anheben. Wir gehen schon auf Gräbern.

Viele sind eingesunken, überwachsen, Steinplatten stehen unter dem Grass vor. Die letzte Beerdigung war vor 96 Jahren. An einer Stelle, wo der Hügel sich senkt, zeigt der naive fromme Mann mit dem Stock: hier haben sich vor langer Zeit zwölf fromme Juden selbst begraben, als man sie zur Taufe zwingen wollte. [...] Eine Gruppe von weisen Männern liegt zusammen, auch ein Reicher dazwischen: „Er hat ihnen gegeben zum Lernen.“ 350 Jahre liegt der große „Marschall Lurja“ von Lublin da; dem haben böse Hände sein Mal umgeworfen und beschmutzt. Die alten Bruchstücke liegen im Gras; ein neues Mal hat man ihm errichtet; das preist überschwänglich den Toten: er war eine Leuchte von Israel, hat viele Talmuderklärungen verfaßt, war ein Heiliger. Farbige Hirschornamente. Grabplatten weggeschleppt, um an morastigen Stellen Straßen zu decken. Auf einer sehr schönen Platte wird ein Schrank mit Büchern eröffnet, sehr plastisch in Stein gehauen: hier liegt eine kluge Frau. Ein Rebbe Abrom Kasche war sehr heilig. [...] Wir nähern uns einem hochgelegenen Einzelgrab. Aber der Führer hält uns zurück, legt einen Stock auf die Erde: „Vier Ellen muss man entfernt bleiben, lautet die Vorschrift.“ Es ist der Rebbe Jakob Pollak, der hier 450 Jahre liegt. In einer Masse von Gräbern ruht der jüdische Eintagskönig von Polen: eine Krone gemeißelt in den Stein, eine nackte Menschenfigur, die einen Pfeil abschießt.³³

Obwohl Döblin aus einer jüdischen Familie stammte und gebildet war, erschloss sich ihm das Verhalten orthodoxer Juden in Lublin nicht sofort:

Ein Menschenhaufen nähert sich, man macht ihnen Platz. Eine Anzahl Kinder läuft voraus, ein alter ernster Junge in Kaftan und Kappe geht mit starken Schritten vor den schreienden Weibern. Er sieht sich nicht nach ihnen um, keiner steht den Weibern bei. Warum such man nicht die Polizei, das Gefängnis ist doch in der Nähe. Warum lässt man die Frauen hilflos schreien, der alte Mann hat doch ihnen etwas getan. Und jetzt zieht der ganze Schwarm an mir vorbei, die Kinder wie Fliegen herum, die Frauen schreien grässlich, hilflos. Der Mann geht unbekümmert. Und da sehe ich: der Mann hat einen Strick, einen Riemen über den Schultern nach dem Rücken. Und auf dem Rücken schleppt er – ich sehe den Mann von hinten – einen langen schwarzen Kasten, einen leichten Kasten. Ah, einen Sarg. Das ist es. Es ist eine Beerdigung. Das ist eine Leiche, eine Kinderleiche, eine Beerdigung der Ärmsten.³⁴

Die „Ostjuden“³⁵ schienen ihm eine geschlossene fremde Gruppe zu sein:

³³ Ebenda, S. 172–173.

³⁴ Ebenda, S. 168.

³⁵ Zur Konstruktion des Begriffes „Ostjuden“ siehe Philipp Mettauer / Barbara Staudinger (Hrsg.), „Ostjuden“ – Geschichte und Mythos, Innsbruck 2015.

Die Ostjuden sind wirklich scharf, man darf sich vor ihnen nicht gehenlassen, sie sind mit Wonne polemisch und überlogisch. Das Formale liegt ihnen. Sie verhalten sich aber intensiv ablehnend gegen Fremdes, und das entspricht ihrer Abschließung. Sie lehnen ab und können auch nicht annehmen; sie sind blind: ihnen fehlt die Einsicht in viele Dinge und Zusammenhänge. Es ist etwas Plumpes und durchaus Bäuerliches.³⁶

Aus seiner Beobachtung folgerte Döblin, dass in Lublin kein Austausch zwischen Juden und Polen möglich war:

Der gesellschaftliche Verkehr zwischen den beiden Völkern in der Stadt ist gleich null. Stark ist die Orthodoxie. Bei den Gemeindewahlen erreichen sie die absolute Mehrheit. Der Gemeinderat ist aber praktisch aufgeflogen, er kam in einen Konflikt mit der Regierung, weil von seinen Mitgliedern über die Hälfte nur jiddisch sprach. Die Regierung verlangte, wenigstens der Vorsitzende sollte polnisch sprechen. Aber als er es versuchte, gab es Tumult, und das war die letzte Sitzung.³⁷

Wegen ihres engen Beieinander- und Miteinanderlebens musste jedoch selbst der skeptische Döblin zugestehen, dass Juden und Polen sowohl in Warschau als auch in Lublin ein Volk waren: „Während in Warschau bei der polnischen Stadtbevölkerung die dunkle Farbe überwog – ich denke: sie haben sich assimiliert an die Juden-, haben hier viele sehr helle Haut, kurze stumpfe Nasen mit aufgerichteten Nasenlöchern, breite platte Stirnen, kurze Gesichter. Ich würde sie ohne Tracht für polnische Bauern halten.“³⁸

Abgesehen von dem hier geschilderten jüdisch-christlichen Charakter der Stadt fiel Döblin bei seinem Besuch in Lublin auf, dass dort ukrainische griechisch-katholische Kirchen, ähnlich wie russisch-orthodoxe Kirchen in Warschau, abgerissen wurden:

Und hinter der Säule wird ein mächtiges Gebäude abgerissen; oben stehen Männer mit Spitzhacken; ein klägliches Trümmerfeld. Dies war die Russenkathedrale, die griechisch-katholische, sie wird niedergelegt wie die in Warschau. Es jammert mich. Ich bin plötzlich einsam und finster. In Warschau konnte ich zustimmen, es war die Hauptstadt. Aber was soll das planmäßige Demolieren von Kirchen. Man soll sie stehen lassen. Was bietet man für die Kirchen? Dummheit, Haß und Unsinn. Ich muss mich schütteln vor Widerwillen.³⁹

Zu einem Pogrom kam es in Lublin in der Zwischenkriegszeit nicht, aber Übergriffe auf einzelne Personen oder antisemitische Unruhen fanden immer wieder statt. Zu besonders vielen Überfällen kam es 1918–1919 und während der gesamten

³⁶ Döblin, *Reise in Polen*, S. 176.

³⁷ Ebenda, S. 174.

³⁸ Ebenda, S. 175.

³⁹ Ebenda, S. 158.

1930er Jahre. Einerseits gingen die Übergriffe von Akademikern aus, andererseits wurden sie von polnischen Beamten und Angestellten angezettelt, was die folgenden Beispiele illustrieren. Im Mai 1930 versuchte ein Gefängniswächter dem Mitglied der jüdischen Gemeinde Szmul Ajchenbaum in der 3. Mai-Straße mit einem langen Messer den Bart abzuschneiden. Im Oktober 1931 wurde der Jude Ezriel Meler im Stadtzentrum von einem Beamten der Lubliner Handelskammer und einem Studenten der Lubliner Katholischen Universität gedemütigt und geschlagen. Dem Beisitzer des Stadtrats Izrael Kacenelenbogen wurde im Juni 1936 eine Stinkbombe durch das Fenster in seine Wohnung geworfen.⁴⁰

Auf einen bevorstehenden Krieg begann sich Lublin bereits im Frühling 1939 vorzubereiten. Die Staatliche Bauinspektion (Państwowa Inspekcja Budowlana) nahm auf Anweisung des Innenministeriums eine Auflistung von Räumen vor, die bei einem möglichen Luftangriff als Bunker dienen könnten. Auch Verdunkelungsmaßnahmen wurden geprobt. Am 1. September 1939 fand im Saal des Stadtrats eine Versammlung von 150 Kommunalpolitikern und Vereinsleitern statt. Am darauffolgenden Tag wurden die Lubliner Flugzeugfabrik und der Flughafen bei Świdnik bombardiert. Dabei kamen 60 Personen ums Leben. Als Großbritannien und Frankreich am 3. September Deutschland den Krieg erklärten, wurde das in Lublin und in vielen anderen Städten als ein Zeichen der Hoffnung für den schnellen Sieg über Deutschland verstanden. Die Stadt wurde mit rot-weißen Flaggen dekoriert, viele Lubliner gingen davon aus, dass Deutschland bald den Krieg verlieren würde. Die Bombardierungen der darauffolgenden Tage zerstörten unter anderem das Rathaus und führten den Stadtbewohnern vor Augen, dass ein baldiges Kriegsende nicht in Sicht war. Nach ihrer Flucht aus Warschau hielten sich in Lublin kurzfristig der polnische Präsident und weitere Warschauer Staatspolitiker auf, bevor sie weiter nach Rumänien gingen. Der Stadtpräsident Bolesław Liszkowski verließ Lublin am 9. September mit 30 weiteren Kommunalpolitikern. Damit folgte er den Anweisungen des Premiers General Sławoj Skłodowski, der grundsätzlich alle Beamte zur Flucht Richtung Osten ermutigte.⁴¹

Kielce

Kielce, das rund 170 Kilometer südlich von Warschau im Heiligkreuzgebirge liegt, wurde 1939 von rund 70.000 Personen bewohnt. Vor dem Zweiten Weltkrieg war Kielce die Hauptstadt der gleichnamigen Wojewodschaft, in der die Städte Radom

⁴⁰ Kopciowski, Was hert zich in der provic?, S. 427–440.

⁴¹ Janusz Kłapeć, W okresie okupacji niemieckiej w latach 1939–1944, in: Grzegorz Figiel (Hrsg.), 700 lat dziejów miasta, Lublin 2017, S. 257–259.

und Tschenschow lagen. Bedeutende Wirtschaftszweige in Kielce waren die Lebensmittelverarbeitung und die Metallindustrie, die dank der nahen Eisen-, Kupfer- und Bleigruben florierte. Obwohl sich Juden in Kielce erst ab 1862 uneingeschränkt niederlassen durften, war 1939 jeder dritte Kielcer Einwohner jüdisch. Orthodoxe Juden machten etwa 75 Prozent der jüdischen Gemeinde aus. Neben ihnen lebten in Kielce akkulturierte jüdische Ärzte, Lokalpolitiker und Kommunisten. Insgesamt lebten 1939 3.500 jüdischen Familien in Kielce, davon waren 400 wohlhabend, etwa die gleiche Anzahl arm und ungefähr 150 Familien auf soziale Unterstützung angewiesen. Von den 38 praktizierenden Ärzten in der Stadt waren 22 Juden. Viele jüdische Familien lebten auf sehr engem Raum zusammen. Häufig handelte es sich dabei um ein Zimmer oder ein Lokal, das gleichzeitig als Wohnung und als Werkstatt diente. 1938 wurden fast 70 Prozent der Geschäfte und fast 60 Prozent der Handwerksbetriebe in Kielce von Juden betrieben. Es gab drei Rabbiner, eine Synagoge, über 30 Gebetshäuser und eine gut funktionierende jüdische Gemeinde. Kielce hatte ein breites Spektrum jüdischer politischer Parteien. Während die Mitglieder der orthodoxen Aguda vor allem ältere Juden waren, zogen zionistische Parteien überwiegend die jüngere Generation an. Auf Einladung lokaler Zionisten, die braune Uniformen trugen und in der Stadt einen Jugendsportverein gegründet hatten, besuchte der russische Zionist und Schriftsteller Wladimir Jabotinsky die Stadt dreimal.⁴²

Wie in vielen anderen kleinen und mittelgroßen Städten kamen Polen und Juden hauptsächlich auf der wirtschaftlichen und beruflichen Ebene in Kontakt, verkehrten privat allerdings wenig miteinander. Alicja Birnhak, die vor dem Zweiten Weltkrieg in Kielce lebte, erinnerte sich nach Jahren: „In dieser Zeit vermischten sich Juden und Polen gesellschaftlich fast gar nicht, weshalb der Kreis der Bekannten und Freunden meiner Mutter fast ausschließlich jüdisch war: Frauen von Ärzten, Anwälten und Ingenieuren.“⁴³

Auch waren die Beziehungen zwischen Juden und Polen in Kielce keineswegs harmonisch. Obwohl die jüdische Intelligenz die Entstehung des polnischen Staates in Kielce unterstützte, brach nach einer Theaterversammlung am 11. November 1918 ein Pogrom in der Stadt aus, bei dem vier Juden wegen ihrer angeblich feindlichen Einstellung zum polnischen Staat ermordet und über 100 verletzt wurden.⁴⁴ In den 1930er Jahren wurde viele weitere Kielcer Juden zu Opfern antijüdischer Ausschreitungen, bei denen der wirtschaftliche Antisemitismus eine wichtige Rol-

⁴² Urbański, *Zagłada Ludności Żydowskiej Kielc 1939–1945*, S. 13–21.

⁴³ Alicja Birnhak, *Koniec pięknej epoki*, in: *Przemiany* 11 (1987), S. 28.

⁴⁴ Wolańczyk, *Prezydenci Kielc*, S. 20; Henry Morgenthau, *Mission of The United States to Poland*. Henry Morgenthau, Sr. Report, Paris 1919; Urbański, *Zagłada ludności żydowskiej*, S. 29; Bender, *In Enemy Land*, S. 5–7.

le spielte.⁴⁵ In Kielce und in vielen anderen Städten Polens litten jüdische Bürger zwar unter der antisemitischen Stimmung, dieser Umstand führte jedoch nicht zwangsläufig zu einer negativen oder gar feindseligen Einstellung gegenüber dem polnischen Staat. Im Gegenteil, als im August 1939 der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in der Luft lag, richteten kommunistische jüdische Häftlinge der Kieler Strafvollzugsanstalt folgende Schrift an die Gefängnisleitung: „Angesichts des nationalsozialistischen Überfalls auf Polen, äußere ich, der Strafhäftling XX, der nach dem Paragraf 96–97 des Strafgesetzbuchs verurteilt wurde, aufgrund meiner antifaschistischen Ansichten den Willen, zusammen als Freiwilliger mit dem Volk in der Polnischen Armee das Vaterland zu verteidigen. Gleichzeitig vermerke ich, dass ich mich nach der Erfüllung der Pflicht gegenüber dem Vaterland bei den Behörden melden werde, um den Rest der Strafe zu verbüßen.“⁴⁶

Tschenstochau

Tschenstochau in der Wojewodschaft Kielce war eine mittelgroße Stadt, in der 1939 138.000 Menschen lebten, davon etwa 20 Prozent Juden. Im Unterschied zu vielen anderen polnischen Städten arbeiteten verhältnismäßig viele Tschenstochauer in der Industrie.⁴⁷ Die jüdische Gemeinde baute in den Jahren 1872 und 1899 die ersten Synagogen der Stadt. Die Gemeinde bestand sowohl aus religiösen, jiddisch sprechenden Juden als auch aus akkulturierten Juden, die zur polnischen Intelligenz gehörten und kein Jiddisch im Alltag benutzten. Juden eröffneten in Tschenstochau Spielzeugfabriken, Schulen, ein Krankenhaus und waren in der Industrie und im Handel sehr aktiv. Nach dem Ersten Weltkrieg waren einige der größten Fabriken Tschenstochaus wie *Warta* im Besitz jüdischer Unternehmer.⁴⁸

Tschenstochau, das bis 1914 in Kongresspolen gelegen hatte, war unter katholischen Polen wegen des Paulinenklosters auf dem Hellen Berg (Jasna Góra) bekannt. Dort wurde die bekannte Ikone der Schwarzen Madonna aufbewahrt, die die Stadt zu einem wichtigen Wallfahrtsort machte. Dieser Kult wirkte sich auf die Einstellung der christlichen Einwohner gegenüber den Juden in der Stadt keineswegs positiv aus. Gleichzeitig war Tschenstochau ein Bischofssitz, was den religiö-

⁴⁵ Bender, In Enemy Land, S. 48–49.

⁴⁶ Muzeum Niepodległości w Warszawie, Więzienie Kielce, grypsy, syg. 3256, zitiert in: Urbański, Zagłada Ludności Żydowskiej Kielc, S. 33.

⁴⁷ Edmund Bąkowski, Struktura społeczno-zawodowa ludności Częstochowy w latach 1918–1939, in: Zeszyty Naukowe Politechniki Częstochowskiej, Nauki Społeczno-Ekonomiczne 7 (1971), S. 83.

⁴⁸ Karolina Kulbicka, Warunki życia w częstochowskim getcie w świetle wspomnień jego mieszkańców, in: Res Gestae. Czasopismo Historyczne 3 (2016), S. 237–238.

sen Charakter der Stadt unterstrich und die religiös-kulturelle Grenze zwischen Juden und Polen weiter verfestigte. In der Zwischenkriegszeit stagnierte die Wirtschaft in Tschenstochau, was sich auf die Beziehungen zwischen Polen und Juden ebenfalls negativ auswirkte.⁴⁹

Unter anderem kam es aufgrund dieser Wirtschaftsflaute in Tschenstochau immer wieder zu antisemitischen Ausschreitungen und gewalttätigen Angriffen auf Juden. 1935 wurden die Fensterscheiben aller jüdischen Häuser und Geschäfte in der Warschauer Straße und in den Vororten des Stadtbezirks Kule eingeschlagen. Zwischen 1934 und 1936 riefen lokale Nationalisten in Tschenstochau und benachbarten Ortschaften wiederholt dazu auf, jüdisches Eigentum zu beschlagnahmen und jüdische Häuser, Geschäfte und Verkaufsstellen zu plündern. Die Situation eskalierte am 19. Juni 1937, als der Jude Joska Pędrak den katholischen Polen Stefan Baran während eines Streits ermordete. Dieser Vorfall wurde von lokalen Aktivisten des SN und anderen antisemitischen Organisationen genutzt, um ein Pogrom anzustiften. Der Mordvorwurf gegenüber den Juden wurde durch das Gerücht aufgebauscht, dass ein Jude ein jüdisches Kind mit einer Axt erschlagen hätte. Daraufhin wurden drei Tage lang jüdische Häuser, Geschäfte und öffentliche Gebäude geplündert, obwohl der Stadtpräsident und der Vizestarcosta Vertretern der jüdischen Gemeinde zuvor versprochen hatten, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um die Gewalt im Keim zu ersticken.⁵⁰

Zu ähnlichen Ausschreitungen und Plünderungen kam es während der zweiten Hälfte der 1930er Jahre in Hunderten anderer Orte in Polen. In der Regel wurden die Pogrome von dem SN oder anderen Parteien organisiert, deren Mitglieder im Stadtrat vertreten waren. Der Ablauf war oft derselbe: die Gewalt eskalierte nach einem Streit zwischen jüdischen und polnischen Einwohnern. Nach Barans Ermordung in Tschenstochau trafen sich Vertreter der Stadtverwaltung mit Piotr Kozerski, dem Leiter der lokalen SN-Abteilung, und baten ihn, auf die Mitglieder seiner Bewegung beschwichtigend einzuwirken. Der SN hatte jedoch kein Interesse daran, die antijüdische Agitation und Gewalt einzudämmen. Ganz im Gegenteil, er stiftete in Tschenstochau und in anderen Orten nach Kräften Menschen zur Gewalt gegen Juden und zur Plünderung jüdischer Häuser und Geschäfte an. Unter den Teilnehmern des Pogroms in Tschenstochau befanden sich Männer und Frauen aus allen gesellschaftlichen Schichten. Überrepräsentiert waren jedoch männli-

⁴⁹ Ryszard Szwed, *Częstochowa. Dzieje miasta i klasztoru jasnogórskiego w czasach polski odrodzonej i drugiej wojny światowej 1939–1945*, Częstochowa 2006, S. 49.

⁵⁰ Mizgalska-Osowiecka, *Żydzi w samorządzie miasta Częstochowy*, S. 128–129; Michał Trębacz, „Pod murami Jasnej Góry”. Pogrom w Częstochowie 19–21 czerwca 1937 r., in: Kamil Kijek, Artur Markowski, Konrad Zieliński (Hrsg.), *Pogromy Żydów na ziemiach polskich w XIX i XX wieku*, Bd. 2, Warszawa 2019, S. 416–419.

che Arbeiter, die mit dem SN sympathisierten. Gegen die antijüdische Gewalt sprachen sich sozialistische Arbeiter und die PPS aus, die beim Stadtpräsidenten intervenierten.⁵¹

Barans Tod in Tschenstochau führte auch zu antisemitischen Agitationen im Stadtrat. Bei der Ratssitzung am 16. September 1937 reichten das Stadtratsbündnis des Nationalen Lagers und die Arbeitsvereinigung *Polnische Arbeit* (Praca Polska) den Vorschlag ein, alle Juden aus der Stadt und Umgebung zu vertreiben, weil sie angeblich den religiösen Frieden beeinträchtigten und deshalb ein Sicherheitsrisiko darstellen. Ihre Forderungen untermauerten sie mit dem Argument, dass Tschenstochau nur 30 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt war und daher Sicherheit und innerer Friede von zentraler Bedeutung waren. „Nur die Beseitigung der Juden aus Polen“, schrieben die Räte in ihrem Gesetzentwurf, „belebt unser soziales, kulturelles, politisches und wirtschaftliches Leben, garantiert die Sicherheit dem Polnischen Staat und schafft das Elend in polnischen Städten ab [...] Die Beseitigung der Juden aus Tschenstochau verändert sogar das äußere Antlitz [unserer Stadt], indem es Tschenstochau den notwendigen Charakter einer polnischen Stadt und ein ästhetisches Aussehen verleiht.“⁵² Dem Vorschlag ging eine lange Debatte über die Arbeitslosigkeit und die schlechte wirtschaftliche Lage in Tschenstochau voraus. Der Stadtpräsident Jan Szczodrowski lehnt ihn schließlich ab, weil er verfassungswidrig war. Vier Tagen danach kam es in Tschenstochau erneut zu antisemitischen Ausschreitungen.⁵³

Przedbórz

Die Kleinstadt Przedbórz liegt zwischen Tschenstochau und Kielce am Fluss Pilica, der bis 1918 die Grenze zwischen Kongresspolen und der Donaumonarchie war. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten in der Stadt 4.500 Juden und 2.500 Polen. Der Alltag war sowohl von der jüdischen als auch der polnischen Kultur und Religion geprägt. Während am Samstag die halbe Stadt den Schabbat beging, so waren sonntags die Straßen und Parks von Przedbórz mit flanierenden christlichen Polen gefüllt. Der Bürgermeister Konstanty Kozakiewicz wies in seinen Memoiren darauf hin, dass das in Przedbórz populäre Gericht *Kugel* (kugiel) gleichermaßen unter Juden und Polen beliebt war. Allerdings unterschieden sich die Rezepte: wäh-

51 Michał Trębacz, Trębacz, „Pod murami Jasnej Góry“, S. 416–418, 425.

52 APCz, AMCz, Bd. 6037, Bl. 324–325.

53 Mizgalska-Osowiecka, Żydzi w samorządzie miasta, S. 128, 134.

rend Juden die *Kugel* kosher mit Gänsefleisch backten, verwendeten christliche Polen Schweinefleisch.⁵⁴

Armut war in der Stadt weit verbreitet. Im Sommer 1939 ordnete eine staatliche Kommission den Abriss baufälliger Häuser im Stadtteil Widoma an, in dem die lokalen Behörden zwei Jahre später ein Ghetto errichteten. Die Häuser waren bis zu ihrem Abriss bewohnt.⁵⁵ Eins der wichtigsten Denkmäler der Stadt war eine hölzerne Synagoge, die im 17. Jahrhundert gebaut worden war und am Fluss stand.⁵⁶ Die meisten Stellen in der Stadtverwaltung waren mit Christen besetzt, allerdings hatte Przedbórz einen jüdischen Stadtarzt.⁵⁷

Skarżysko-Kamienna und Starachowice

Skarżysko-Kamienna und Starachowice waren kleine Industriestädte, die im ehemaligen Kongresspolen, zwischen Kielce und Radom, lagen. Skarżysko-Kamienna erhielt erst 1923 die Stadtrechte und hieß bis 1928 Kamienna. Wie in Starachowice und anderen Orten wie Ostrowiec Świętokrzyski lebte die Stadt von der Metallverarbeitung. Kamienna gewann allmählich an Bedeutung und entwickelte sich bereits seit den 1880er Jahren zu einem kleinen, aber bedeutenden Industriestandort, nicht zuletzt, weil es gleichzeitig ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt war. Für die deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg war Skarżysko-Kamienna vor allem deshalb wichtig, weil dort schon 1924 eine Waffenfabrik gegründet worden war. Ähnlich wie in Kielce und Tschenstochau übernahm in Skarżysko-Kamienna bereits Ende 1939 die HASAG (Hugo und Alfred Schneider AG) die Rüstungswerke und stellte mit Hilfe von jüdischen und polnischen Zwangsarbeitern Waffen und Munition her.⁵⁸

Die ersten Juden siedelten sich im 17. Jahrhundert in Kamienna an. 1891 wurden in der Stadt eine Synagoge, eine Mikwe, ein Cheder und wenige Jahre später ein jüdischer Friedhof errichtet. Juden arbeiteten in Kamienna hauptsächlich als Arbeiter und Händler. Wegen der wachsenden Rolle der Industrie gab es in der Stadt aber auch jüdische Fabrikbesitzer. In der Zweiten Republik wurden Juden

⁵⁴ Kozakiewicz, *Pamiętnik burmistrza miasta Przedborza*, S. 64–65.

⁵⁵ Ebenda, S. 48.

⁵⁶ Ebenda, S. 61.

⁵⁷ Ebenda, S. 46.

⁵⁸ Marcin Medyński, *Skarżysko w okresie niewoli narodowej i I wojny światowej*, in: Zemeł / Kardyś (Hrsg.) *Dzieje Skarżyska-Kamiennej*, S. 171–178; Tadeusz Wojewoda, *Skarżysko w latach 1918–1939*, in: Zemeł / Kardyś (Hrsg.) *Dzieje Skarżyska-Kamiennej*, S. 206–208; Sebastian Piątkowski, *Skarżysko-Kamienna w latach wojny i okupacji (1939–1945)*, in: Zemeł / Kardyś (Hrsg.) *Dzieje Skarżyska-Kamiennej*, S. 292–296.

allerdings nur ungern in der Waffenindustrie eingestellt, weil man befürchtete, dass sie produktionswichtige Informationen an Feinde Polens weiterleiten könnten. 1937 lebten in der Stadt insgesamt 19.700 Personen, davon 2.800 Juden.⁵⁹

In Starachowice, das nicht weit von Kamienna lag, lebten 1939 etwa 3.000 Juden, die ihren Lebensunterhalt als Händler, Schneider, Schuster, Bäcker, Schmiede oder Ladenbesitzer verdienten. Wie in vielen anderen polnischen Kleinstädten lebten in Starachowice Juden wie Nichtjuden ohne Wasserleitung und Spültoiletten. Stromleitungen wurde in Starachowice erst kurz vor dem Beginn des Krieges an die Häuser angeschlossen. Wie in Skarżysko-Kamienna gab es auch in Starachowice einige jüdische Fabrikbesitzer. Im März 1939 wurde die etwa 8.000 Einwohner zählende Stadt Wierzbnik in Starachowice eingemeindet, in der die deutschen Besatzer im Februar 1941 ein Ghetto errichteten. Etwa 31 Prozent der Wierzbniker Bürger waren Juden.⁶⁰

Chełm (Cholm) und Szczebrzeszyn

In der Stadt Cholm, das östlich von Lublin liegt und bis 1914 ein Teil Kongresspolens war, lebten 1939 16.500 Polen, 15.000 Juden und über 2.000 Ukrainer. Die vielseitige Geschichte dieser Stadt war entsprechend durch die Kultur dieser drei ethnischen Gruppen geprägt. Cholm war die Hauptstadt einer Region, auf die sowohl Polen als auch Ukrainer Anspruch erhoben. Da der Ort im 13. Jahrhundert die Hauptstadt des Fürstentums Galizien-Wolhynien war, spielte er auch in der ukrainischen Nationalgeschichte eine wichtige symbolische Rolle. Das wirtschaftliche Leben in Cholm wurde lange durch den Kreideabbau geprägt, was durch die Lage der Stadt auf einem Kreidefelsen begünstigt wurde. Seit Jahrhunderten bestritt ein Teil der Stadtbevölkerung seinen Unterhalt damit, Tunnel direkt unter seinen Wohnhäusern zu graben und dadurch Kreide zu gewinnen.⁶¹

Nach dem Ersten Weltkrieg war die Stimmung in der multiethnischen Stadt angespannt, sowohl zwischen Polen und Juden als auch zwischen Polen und Ukrainern. Polnische Politiker versuchten, Ukrainer im Cholmer Gebiet auf eine men-

59 Krzysztof Zemeł, Panorama gospodarcza obszaru dzisiejszego miasta Skarżyska-Kamiennej w XVI-XVIII wieku, in: Paweł Rzuchowski / Romuald Schild / Andrzej Adamczyk (Hrsg.), Skarżysko-Kamienna. Panorama dziejów miasta, Skarżysko-Kamienna 2011, S. 38–42; Tadeusz Wojewoda, Samorząd terytorialny Skarżysko-Kamiennej w okresie międzywojennym, in: Z dziejów regionu i miasta 1 (2010), S. 109.

60 Browning, *Remembering Survival*, S. 15; Krzysztof Urbański, Gminy żydowskie małe w województwie kieleckim w okresie międzywojennym, Kielce 2006, S. 139.

61 Kuwałek, *Zagłada żydowskiego Chełma*, S. 176–177; Roman Burzyński, *Chełm*, Chełm 1972.

schenrechtsverletzende Art und Weise zu „polonisieren“. 1938 zerstörten sie massenweise ukrainisch-orthodoxe Kirchen. Die Stadt Cholm, in der relativ wenig Ukrainer lebten, hatte ein jüdisches Viertel, das sich nördlich vom Marktplatz befand. In der Zwischenkriegszeit erschienen dort fünf jüdische Zeitungen. Die jüdische Gemeinde besaß in der Stadt unter anderem zwei Synagogen, ein Gebetshaus, 45 Cheder-Schulen, ein Gymnasium, eine Bibliothek, zwei Mikwen, ein Waisenhaus, ein Altenheim und einen Friedhof. Die prekäre ökonomische Situation und der zunehmende Antisemitismus führten dazu, dass allein zwischen 1937–1939 230 Juden aus Cholm in die USA auswanderten.⁶² Die jüdische Gemeinde in Cholm war wie in vielen anderen polnischen Städten zwar kulturell und politisch heterogen, aber überwiegend orthodox und sprach hauptsächlich jiddisch. Akkulturierte polnisch sprechende Juden gehörten vor allem zur jungen Generation.⁶³

Szczebrzeszyn, eine kleine etwa 60 Kilometer östlich von Lublin gelegene Stadt ist durch zwei Dinge bekannt: Jan Brzechwas (1898–1966) Zungenbrecher und Zygmunt Klukowskis (1885–1959) Tagebuch. „In Szczebrzeszyn summt ein Käfer im Schilf, und Szczebrzeszyn ist dafür bekannt“ (W Szczebrzeszynie chrząszcz brzmi w trzcinie i Szczebrzeszyn z tego słynie) ist Brzechwas nur schwer auszusprechendes Kurzgedicht, das zu dem populärsten Zungenbrecher Polens wurde. Klukowski, der sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs als Arzt in Szczebrzeszyn niederließ, war ein scharfsinniger Beobachter seiner Zeitgenossen. Er hinterließ das wohl lesenswerteste Tagebuch über den Tod und das Leben in einer Kleinstadt des GG. Von ihm wissen wir, dass der Bürgermeister Zygmunt Klube 1929 aus Szczebrzeszyn floh und mit einem Haftbefehl gesucht wurde, nachdem er über 20.000 Złoty (etwa die Hälfte des jährlichen Stadtbudgets) veruntreut hatte.⁶⁴

Szczebrzeszyn zählte vor dem Zweiten Weltkrieg 7.496 Personen, 3.200 (42 Prozent) von ihnen waren Juden. Juden lebten bereits seit Anfang des 16. Jahrhunderts in der Gegend und prägten das Stadtbild mit. Sie erbauten eine Synagoge, ein Krankenhaus, gingen vor allem dem Handel nach und brachten bedeutende Rabbiner hervor, die die Krakauer Gemeinde leiteten. Wie in vielen anderen Städten im östlichen Teil Polens hatten die Kosaken 1648 auch viele Szczebrzeszyny Juden ermordet und ihre Synagoge niedergebrannt. Seit dem frühen 19. Jahrhundert verbreitete sich in Szczebrzeszyn wie in vielen andern Städten Kongresspolens und Galiziens der Chassidismus. In den 1920er und 1930er Jahren wirkten in

⁶² Radosław Dąbrowski, *Mniejszości narodowe na Lubelszczyźnie w latach 1918–1939*, Kielce 2007, S. 93; Andrzej Trzeciński, *Śladami zabytków kultury żydowskiej na Lubelszczyźnie*, Lublin 1990, S. 22; Paweł Kiernikowski, *Mieszkańcy miasta Chełma w latach 1914–1939 (struktura demograficzna i etniczna)*, in: *Rocznik Chełmski* 6 (2000), S. 83.

⁶³ Kuwałek, *Zagłada żydowskiego Chełma*, S. 177.

⁶⁴ Zygmunt Klukowski, *Zamojszczyzna 1918–1943*, Bd. 1, Warszawa 2007, S. 41.

Szczebrzeszyn alle größeren jüdischen Parteien, die auch im Stadtrat vertreten waren. Ein Teil der jüdischen Jugend war in der illegalen KPP aktiv.⁶⁵

Siedlce

Siedlce, das etwa 90 Kilometer östlich von Warschau liegt, wurde im September 1939, ähnlich wie Cholm und weitere Städte östlich der polnischen Hauptstadt, für ein paar Tage von der Roten Armee besetzt, bevor es den deutschen Besatzern überlassen wurde. Traditionell war Siedlce die Hauptstadt der historischen Region Podlachien (Podlasie), die von Polen, Juden und Weißrussen bewohnt war. Zwischen 1867 und 1912 war Siedlce die Hauptstadt eines der zehn Gouvernements Kongresspolens. Juden machten lange den Großteil der Einwohnerschaft aus. 1856 waren über 70 Prozent der Bewohner jüdischen Glaubens, 1921 noch 55 Prozent. Die Beziehungen zwischen Juden und Polen in Siedlce waren ambivalent. Lange Phasen friedlicher Koexistenz wurden durch verschiedene antijüdische Gewaltakte unterbrochen. 1816 wurden die Juden eines Ritualmordes bezichtigt. 1906 kam es in Siedlce zu einem Pogrom, das 26 Opfer forderte.⁶⁶

Nach dem Ersten Weltkrieg unterstützen die Siedlcer Juden die Bemühungen und Kämpfe ihrer polnischen Nachbarn für einen polnischen Staat. Chana Kahan beschrieb in ihrem Tagebuch, wie sich Siedlcer Juden an dem polnischen Nationalfeiertag am 3. Mai 1916 verhielten:

Um das polnische Fest zu begehen, haben wir den Balkon über unserem Laden mit rot-weißen und blau-weißen Flaggen dekoriert. Wir haben auch einen blauen Davidstern ausgehängt. [...]

Der Rabbi und alle jüdischen Organisationen wurden eingeladen, an den Feierlichkeiten teilzunehmen. Über der Synagoge hängt ein großes Zeichen, auf dem der Davidstern und der polnische Weiße Adler unter einem Zitat aus Jeremiah zu sehen sind. Rundherum gibt es viele kleine weiße und blaue Flaggen. Entlang der Straßen stehen Menschen, die auf die Marschierenden warten. In allen Kirchen und Synagogen werden Gottesdienste gehalten [...] Der Anwalt [Apolinary] Hartglas spricht von einer Tribüne vor der großen Synagoge. Ich kann kaum hören, was er sagt, verstehe nur einzelne Phrasen. Aber Rozenbaum nimmt mich zu einer Stelle in der Nähe des Redners.

Herr Glass begrüßt das polnische Volk im Namen der jüdischen Nachbarn. Er betont die Bedeutung des 3. Mays für das jüdische Volk mit Hilfe verschiedener historischer Fakten. Am

⁶⁵ Robert Kuwałek, *Z Lublina do Bełżca. Ślady obecności i zagłady Żydów na południowo-wschodniej Lubelszczyźnie*, Lublin 2007, S. 23; *Book of Memory to the Jewish Community of Shebreshin*, Kiriath Yam 1984, S. VIII; Szczebrzeszyn, in: Jerzy Tomaszewski, Andrzej Żbikowski (Hrsg.), *Żydzi w Polsce*. Leksykon, Warszawa 2001, S. 470.

⁶⁶ Kopówka, *The Jews in Siedlce 1850–1945*, S. 7–21, 41–42.

Ende äußert er die Hoffnung und den Wunsch, dass beide Völker in Freiheit und Freundschaft, Harmonie und im Frieden zusammenleben werden können.⁶⁷

Obwohl die Zahl der Juden in Siedlce aufgrund ihrer Migration in größere Städte und einer wachsenden Auswanderung nach Palästina sank, lebten 1939 noch etwa 15.000 Juden in der 41.000 Einwohner zählenden Stadt. Trotz der zunehmenden Emigration behielt Siedlce bis zum Zweiten Weltkrieg einen jüdisch-polnischen Charakter. Etwa die Hälfte der Siedlcer Druckereien, 80 Prozent der Bäckereien, 60 Prozent der Frisörsalons und 30 Prozent aller Restaurants gehörten Juden. In der Stadt gab es mehrere Gebethäuser und eine Synagoge. Juden besuchten jedoch nicht nur Cheder, sondern auch polnische und moderne jüdische Schulen. Mehrere kleine jiddische Zeitungen wie *Schedletser Schtimme* und *Schedletser Leben* berichteten über das Leben in der Stadt und der Region. Jüdische Parteien beteiligten sich an der Kommunalpolitik. Der Siedlcer Kahal kümmerte sich um die Angelegenheiten der Gemeinde und arbeitete mit der Stadtverwaltung zusammen. Siedlce verfügte über eine jüdische Bibliothek und mehrere Kunst- und Sportvereine.⁶⁸

Sandomierz (Sandomir)

Sandomierz, etwa 80 Kilometer östlich von Kielce gelegen, ist eine kleine aber geschichtsträchtige Stadt an der Weichsel. Nachdem sie Mitte des 13. Jahrhunderts durch ein Tatarenheer zerstört worden war, erfolgte der Wiederaufbau auf einem Hügel. Die dort auf Anordnung des polnischen Königs Kasimir den Großen errichtete Stadtmauer und die Stadttore prägen das Bild dieses malerisch gelegenen Ortes bis heute. Während der deutschen Besatzung wurde das Ghetto in einem Teil der mittelalterlichen Stadt, nur wenige Meter vom Rathaus entfernt, errichtet. Aufgrund seiner günstigen Lage an der Weichsel war Sandomierz lange eine bedeutende Handelsstadt, die diesen Vorteil jedoch Ende des 18. Jahrhunderts infolge der Teilung Polen-Litauens verlor. In Kongresspolen war Sandomierz eine provinzielle Grenzstadt. Juden hatten seit dem Mittelalter in der Stadt gelebt und maßgeblich zu ihrem Aufstieg beigetragen. Sie genossen Handelsprivilegien, welche ihnen die polnischen Könige garantierten. In der Stadt wohnten sie unter anderem in der Judenstraße, in der sich heute das Staatsarchiv im Gebäude der ehemaligen

⁶⁷ Anna Kahan, *Dziennik Anny Kahan. Siedlce 1914–1916*, Siedlce 2011, S. 220–223.

⁶⁸ Kopówka, *The Jews in Siedlce 1850–1945*, S. 70–146.

Synagoge befindet. Die jüdische Gemeinde in Sandomierz was eine der reichsten im Königreich Polen-Litauen.⁶⁹

Wie in vielen anderen polnischen Städten verlief das Leben zwischen Juden und Polen auch in Sandomierz nicht immer harmonisch. Mit mehreren Kirchen und Klöstern war die Stadt seit dem Mittelalter auch ein Zentrum des christlichen Glaubens, was über die Jahrhunderte zu Konflikten mit den jüdischen Nachbarn geführt und eine spezifische Form religiös motivierter Gewalt befördert hatte. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden Juden in Sandomierz mehrere Male des Ritualmordes und der Hostienschändung bezichtigt. Einige der Angeklagten wurden schuldig gesprochen und verbrannt oder enthauptet, andere mussten aus Mangel an Beweisen freigesprochen werden. Ungeachtet des juristischen Ausgangs führten diese Prozesse jedoch in der Regel zu antijüdischen Ausschreitungen, bei denen vor allem die Jesuiten und andere Kirchenvertreter besonderen Ehrgeiz zeigten.⁷⁰ Trotz des provinziellen Charakters der Stadt ernannte die katholische Kirche Sandomierz 1818 zu einem Bischofssitz. Ende des 19. Jahrhunderts nahm die jüdische Bevölkerung zu und machte um die Jahrhundertwende etwa 50 Prozent der Stadtbevölkerung aus. Bis zum Zweiten Weltkrieg sank dieser Anteil auf etwa 25 Prozent.⁷¹

Die Stadt hatte einen gut funktionierenden Kahal, der 1925 etwa 4.000 Mitglieder vereinte. Neben Sandomierz schloss er Juden aus vier weiteren Gemeinden ein, die in umliegenden Dörfern ansässig waren. Neben der Synagoge gehörten dem Kahal in Sandomierz fünf Gebetshäuser.⁷² Vor dem Krieg lebten Juden vor allem auf dem Alten Markt und in den angrenzenden Stadtteilen, überwiegend in der Żydowska Straße (Juden Straße), Berek-Joselewicz-Straße, Opatowska Straße, Zamkowa Straße und auf dem Mały Rynek (Kleinen Markt). Unter 147 Handwerkern, die 1929 in Sandomierz registriert waren, waren 92 Juden. Von den 50 Lebensmittelgeschäften, die 1938 in der Stadt an der Weichsel existierten, gehörten 32 jüdischen Händlern. 1939 rief in der lokalen Presse ein anonymes Autor dazu auf, den jüdischen Handel zu beenden und zu übernehmen. Als Argument führte

69 Maurycy Horn, Najstarszy rejestr osiedli żydowskich w Polsce z 1507 roku, in: Biuletyn ŻIH 93 (1974), S. 11–15; Karol Krzysztanek / Zenon Guldon, Żydzi i Szkoci w Sandomierzu w XVI–XVIII wieku, in: Studia Historyczne 31, 4 (1988), S. 528.

70 Hanna Węgrzynek, „Czarna legenda“ Żydów. Procesy o rzekome mordy rytualne w dawnej Polsce, Warszawa 1995, S. 172, 189–190; Zenon Guldon / Jacek Wijaczka, Procesy o mordy rytualne w Polsce w XVI–XVIII wieku, Kielce 1995, S. 17–34.

71 1939 lebten in Sandomierz 9.228 Personen. Etwa 2.200 von ihnen waren Juden. Robert Kotowski, Z dziejów społeczności żydowskiej Sandomierza w latach 1918–1939, in: Kwartalnik Historii Żydów 1 (2008) 225, S. 47–48; Zygmunt Małecki, Sandomierz w latach 1864–1914, in: Stanisław Tarkowski, Dzieje Sandomierza 1795–1918, Bd. 3, Warszawa 1993, S. 109.

72 APSa, AMSa, Bd. 1224, Bl. 8–9.

er an, dass Juden die polnische Geschichte und die Baudenkmäler nicht respektiert hätten und die schöne, alte Stadt Sandomierz zu zerstören gedächten. Wie in anderen Städten wirkten jüdische Lokalpolitiker in Sandomierz im Kahal, im Stadtrat und kandidierten auch für das Parlament. Die Aguda-Politikerin, Róża Schieberowa, war sowohl im Stadtrat als auch im Sejm aktiv.⁷³

Otwork, Grójec und Węgrów

Otwork, Grójec und Węgrów waren kleine Städte in der Nähe von Warschau. Otwork liegt etwa 25 Kilometer südöstlich der Hauptstadt und war ein vor allem unter Juden bekannter und beliebter Kur- und Urlaubsort. 1939 waren 76,8 Prozent aller dortigen Gäste Juden.⁷⁴ Wegen des besonderen Klimas erholten sich in der Stadt Lungenkranke aus Warschau und aus vielen anderen Städten Polens. Weiterhin befanden sich in Otwork Heilstätten für Nervenkranke und Kinder. Im Gegensatz zu vielen anderen kleinen Städten wuchs die Zahl der jüdischen Einwohner in Otwork beständig. Machten 1908 Juden mit 2.400 Personen noch 21 Prozent der Stadtbevölkerung aus, so lebten 1939 etwa 14.000 Juden in Otwork und machten etwa 70 Prozent der Stadtbevölkerung aus. Sie lebten in verschiedenen Teilen der Stadt.⁷⁵

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden in Otwork zwei große Synagogen, mehrere Krankenhäuser für arme Juden sowie jüdische Kuranstalten gebaut. Dazu zählte die bekannte Anstalt *Zofiówka*, die einzige psychiatrische Einrichtung für jüdische Patienten im GG.⁷⁶ Während der antisemitischen Ausschreitungen zwischen 1935 und 1937 kam es auch in Otwork zu Gewalttaten gegenüber den jüdischen Einwohnern. Im April 1936 musste die Polizei spezielle Einheiten auf der Bahnlinie Warschau-Otwork einsetzen, weil während der Fahrt auf dieser Strecke jüdische Passagiere immer wieder attackiert wurden. Einige Täter griffen Juden sogar mit Säure und stinkenden Flüssigkeiten an.⁷⁷

Im Gegensatz zu dem prosperierenden Otwork war Gritze, wie Jiddisch sprechende Juden Grójec nannten, eine arme, kleine, jüdisch-polnische Stadt. Der An-

73 Kotowski, *Z dziejów społeczności żydowskiej*, S. 57–60.

74 Sylwia Szymańska-Smolkin, *Portrait eines Ghettos in einem ehemaligen Kurort*, in: Christoph Dieckmann / Babette Quinkert (Hrsg.), *Im Ghetto 1939–1945. Neue Forschungen zu Alltag und Umfeld*, Göttingen 2009, S. 98.

75 1918 zählte Otwork 8.630 Bewohner. Davon waren 5.500 Juden. Vgl. Marian Kalinowski, *Zarys dziejów miasta Otwocka*, Otwork 1996, S. 31, 44.

76 Marian Kalinowski, *Zarys dziejów miasta Otwocka*, Otwork 1996, S. 45.

77 Jolanta Żyndul, *Zajścia antyżydowskie w Polsce w latach 1935–1937*, in: *Biuletyn Żydowskiego Instytutu Historycznego w Polsce* 3, 159 (1991), S. 58.

teil der Juden an der Stadtbevölkerung sank in der Zwischenkriegszeit von 70 auf 50 Prozent, was typisch für viele kleine, jüdisch-polnische Städte war. 1937 lebten in dem Ort 5.107 Christen und 5.297 Juden.⁷⁸ Juden in Grójec gingen teilweise ähnlichen Berufen wie Polen nach. Sie waren in der Landwirtschaft tätig, bauten Obst und Gemüse an oder arbeiteten als Händler oder Handwerker. Mendel Beker erinnerte sich 1947: „Die meisten [Juden] arbeiteten im Handwerk als Schneider, Schuster, Tischler, Schlösser, Gamaschenmacher usw. Andere hatten kleine Läden oder Stände auf dem Markt. Am Donnerstag, der üblicherweise ein Markttag war, gingen sie mit ihren Waren auf den Markt. An anderen Tagen fuhren sie zu Märkten in benachbarten Städtchen. Arbeiter, die bei den Handwerkern angestellt waren, hatten ein schwieriges Leben, weil ihre Arbeitgeber selbst arm waren.“⁷⁹ Diese Schilderung sollte nicht verdecken, dass auch in Städtchen wie Gritze jüdische Bildungsbürger lebten, die etwa Zahnärzte, Anwälte oder Lehrer in Privatschulen waren.⁸⁰

Bei der Betrachtung kleiner jüdisch-polnischer Städte wie Grójec ist es wichtig auf die Rolle des Kahals hinzuweisen, der teilweise kommunale Aufgaben übernahm bzw. übernehmen musste. Grójec war eins der Zentren des Chassidischen Lebens in Polen. Drei verschiedene chassidische Gruppen wirkten dort: Chassiden aus dem benachbarten Städtchen Góra Kalwaria (Jid. Ger, Heb. Gur), aus Aleksandrów Łódzki und aus Kozenice. Der Kahal in Grójec verwaltete unter anderem die Synagoge, den jüdischen Friedhof und die Chederschulen, von denen 1921 vierzehn in der Stadt existierten. Der Gritzer Kahal wurde durch die gesamte Zwischenkriegszeit von dem Rabbiner Eliahu Lipszyc geleitet, war institutionell fest verankert und arbeitete eng mit der Stadtverwaltung zusammen.⁸¹ Er ging sowohl religiösen als auch politischen Aufgaben nach. Beispielsweise intervenierte der Kahal erfolgreich beim Starosten, als der Direktor des Gymnasiums und lokale Anführer der Endecja, Franciszek Cichecki, Juden die Aufnahme in diese staatliche Schule erschwerte.⁸²

In der Stadt Węgrów, etwa 80 Kilometer östlich von Warschau und etwa 30 von Siedlce entfernt, lebten 1939 fast 6.000 Juden, was etwa 60 Prozent der Stadtbevölkerung entsprach. Mit seinen Holzhäusern sah Węgrów wie ein Shtetl aus und klang auch so. Jiddisch war in Węgrów fast überall zu hören. Es war die Sprache von Kindern und Erwachsenen, die der Mehrheitsbevölkerung angehörten. Die Historikerin Jolanta Żyndul schrieb über das jüdische Leben in Orten wie Węg-

⁷⁸ Wykaz ludności, APGM, AMGr, Bd. 552, Bl. 4.

⁷⁹ Mendel Beker 1.2.1947, YVA, M-1/E-858-713.

⁸⁰ Panz, *Losy żydowskich mieszkańców Grójca*, S. 21.

⁸¹ Ebenda, S. 23–26.

⁸² Ebenda, S. 28.

rów: „Kleinstädtische jüdische Gemeinschaften wiesen einen hohen Grad innerer Organisation auf. Die Mitglieder der Gemeinde beteiligten sich im verschiedenen Ausmaß an der Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Einige gehörten zu Verbänden, die sich mit der Wohltätigkeit beschäftigten, andere zu schulischen Bruderschaften, die die religiöse Ausbildung beaufsichtigten. Im gewissen Sinne war ein Shtetl eine sich selbst genügende Welt.“⁸³

Auch Węgrów wurde wie viele andere polnische Städte in den 1930er Jahren vom Antisemitismus nicht verschont. Szraga Fajwel Bielawski, der in Węgrów einen Kleiderladen am Markt hatte, wurde eines Tages während der Arbeit von einer Gruppe junger polnischer Antisemiten auf die Straße gezerrt und mit dem Tod bedroht. Glücklicherweise kam ein Polizist vorbei und rettete ihm vermutlich das Leben. Bielawski meinte, dass wegen solcher Übergriffe viele Juden ihre Läden aufgaben. Manchmal stand die Polizei zwar vor den jüdischen Läden, intervenierte aber nicht. Da Bielawski aufgrund der wachsenden Judenfeindschaft ahnte, dass er Polen würde verlassen müssen, begann er Geld beiseite zu legen. Dieses rettet ihm das Leben während des Holocaust.⁸⁴

Nowy Targ (Neumarkt)

Neumarkt ähnelte hinsichtlich seiner Bevölkerungszusammensetzung und seiner Lage nicht den Shtetln in der Nähe Warschau. Die Stadt lag in der Region Podhale (Almenvorland), etwa 80 Kilometer südlich von Krakau und gehörte bis 1914 zu Galizien. Der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung überstieg nie 20,5 Prozent. Trotzdem waren die Neumarkter Juden bei ihren polnischen Nachbarn lange unbeliebt. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts durften sie aufgrund des Privilegiums *de non tolerandis judaeis* gar nicht in der Stadt leben.⁸⁵ Noch Anfang des 19. Jahrhunderts lebten nur wenige Juden in Neumarkt, was unter anderem, wie es der tschechische Beamte und Maler Emanuel Kratochwil de Kronbach ausdrückte, mit der spezifischen Mentalität der Goralen, der Bewohner dieser Gegend, zusammengehängt haben soll.⁸⁶ Ebenso war die Neumarkter Stadtverwaltung den Juden gegenüber lange negativ eingestellt. Noch 1854 verbot der Neumarkter Magistrat jü-

⁸³ Jolanta Żyndul, Sztetl, in: Barabara Engelking / Felix Tych (Hrsg.), *Pamięć. Historia Żydów Polskich przed, w czasie, i po Zagładzie*, Warszawa 2004, S. 47.

⁸⁴ Bielawski, *Ostatni Żyd*, S. 45.

⁸⁵ Stanisław Czajka, *W pierwszej Rzeczypospolitej (1573–1770)*, in: Mieczysław Adamczyk (Hrsg.), *Dzieje miasta Nowego Targu, Nowy Targ 1991*, S. 95.

⁸⁶ Mieczysław Adamczyk, *Miasto w latach 1770–1867*, in: Mieczysław Adamczyk (Hrsg.), *Dzieje miasta Nowego Targu, Nowy Targ 1991*, S. 175.

dischen Familien, sich in der Stadt niederzulassen, weil dort bereits ein paar Juden lebten.⁸⁷ Die Situation änderte sich erst, als den Juden in Galizien und der Donaumonarchie 1867 infolge des Österreichisch-Ungarischen Ausgleichs Bürgerrechte eingeräumt wurden. Als Folge dessen hatte Neumarkt wie viele andere galizische Städte auch einen jüdischen Vizebürgermeister. Jakub Goldfinger bekleidete das Amt von 1881 bis 1896.⁸⁸ Als im Sommer 1898 Pogrome in Galizien ausbrachen, konnten sich Juden in Neumarkt verstecken. Die Stadt wurde durch das Heer des Starosten geschützt.⁸⁹

Garantierte die formale Gleichberechtigung Juden in Galizien den Zugang zum öffentlichen Leben, so wirkten gleichzeitig der polnische Nationalismus und Antisemitismus dieser Tendenz entgegen. In Podhale richtete sich die Nationalisten besonders gegen die jüdische Religion und die traditionelle jüdische Lebensweise. Als am 1. November 1918 in Neumarkt die österreichischen Flaggen mit polnischen ausgetauscht wurden, verschlechterte sich die Stimmung gegenüber den Juden merklich. Obwohl in Neumarkt keine Juden ermordet wurden, wurden Anfang November ihre Geschäfte und Häuser geplündert. Viele musste aus der Stadt fliehen. Trotz der fortdauernden Repressionen und Diskriminierungen schlossen sich Juden aus der Stadt der polnischen Armee an, um zuerst für die Gründung des polnischen Staats zu kämpfen und ihn zwei Jahre später gegen die Rote Armee zu verteidigen.⁹⁰

Der Vorstand des Neumarkter Kahals, der in der Zwischenkriegszeit durchgehend von Ignacy Hammerschlag geleitet wurde, bestand aus 12 Personen, die von Mitgliedern der jüdischen Gemeinde gewählt wurden. Der Kahal war in verschiedene Sektionen unterteilt, die sich um Religion, rechtliche Fragen, Erziehung, Finanzen, den Friedhof und um die Finanzen kümmerten. Als einer der wenigen Kahals in Polen bestand er überwiegend aus Zionisten.⁹¹ Wie in anderen Städten war der Kahal auf eine enge Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung angewiesen. Politisch unterstützte er die Sanacja und den BBWR.⁹² Neumarkt hatte zwei jüdische Sportvereine, *Makkabi* und *Hagibor*, zwischen denen es immer wieder zu Konflikten kam. Beide waren sehr aktiv und organisierten unter anderem Berg-

⁸⁷ Panz, *Zagłada żydowskich mieszkańców Nowego Targu*, S. 23.

⁸⁸ Beata Kowalik, *Nowy Targ 1867–1918. Pół wieku, które zmieniło oblicze miasta*, Nowy Targ 2006, S. 115.

⁸⁹ Marcin Soboń, *Polacy wobec Żydów w Galicji doby autonomicznej w latach 1868–1914*, Kraków 2011, S. 267.

⁹⁰ Panz, *Zagłada żydowskich mieszkańców Nowego Targu*, S. 35, 37.

⁹¹ Ebenda, S. 38–39.

⁹² Ebenda, S. 75–76.

wanderungen, Fußballspiele, Kanufahrten und Skiwettbewerbe. Der Neumarkter *Makkabi* fertigte die erste jüdische Sprungschanze weltweit an.⁹³

Anders als in Warschau, Lublin, Sandomierz und einigen anderen Städten gab es in Neumarkt kein Stadtviertel, das überwiegend von Juden bewohnt war. Die Neumarkter Juden lebten wie die Polen in allen Vierteln der Stadt. Sie teilten Häuser, Höfe, Eingänge und manchmal sogar Räume. Dennoch lebten sie eher nebeneinander, wie Karolina Panz, die Neumarkt eingehend studierte, schrieb. Sie hob hervor, dass in der Stadt zwei verschiedene Welten existierten, die sich zwar ständig berührten und miteinander interagierten, aber sich nicht gegenseitig durchdrangen. Die jüdische Familie Singer, die einen Laden im Stadtzentrum betrieb, wurde wegen ihres wirtschaftlichen Erfolgs immer wieder durch die Verbreitung von Gerüchten gesellschaftlich diskreditiert. In den 1930er Jahren wurde ihr Laden durch Antisemiten boykottiert.⁹⁴

Nach Piłsudskis Tod wurden Juden in Neumarkt als eine ernsthafte Bedrohung verstanden. Sie wurden zu öffentlichen Veranstaltungen nicht mehr eingeladen und auf nationalen und religiösen Demonstrationen öffentlich beleidigt. Der Neumarkter Verband der Reserveoffiziere sprach sich dagegen aus, Juden aufzunehmen. Die Verbandsleitung fürchtete, dass Juden Kommunismus in ihrem Verband verbreiten würden. Viele Neumarkter fürchteten sich vor den Juden, weil sie ihre Lebensweise, Religion und Sprache nicht verstanden. Lokalpolitiker nutzten antisemitische Parolen, weil sie dadurch an Popularität gewinnen konnten. Die Neumarkter Lokalpolitik ähnelte in vieler Hinsicht der Staatspolitik in Warschau.⁹⁵

Antisemitische und rassistische Kommunalprojekte gingen in Neumarkt unter anderem von der Kirche aus, die mit rechtsradikalen und faschistischen Organisationen kooperierte. Ein wichtiger Akteur der Kommunalpolitik war der Priester Franciszek Karabula, der während der Besatzung eng mit dem Bürgermeister Jan Stanek zusammenarbeitete. Karabula war so rassistisch, dass seine Ideen dem Stadtrat zu radikal erschienen. Als er im September 1937 die Stadtverwaltung in einem Schreiben, das er mit 157 weiteren lokalen SN-Politikern unterschrieben hatte, dazu aufforderte, den Wochenmarkt in eine polnische und eine jüdische Seite zu teilen, lehnte der Stadtrat den Vorschlag ab. Der Bürgermeister Andrzej Stachoń (1900–1982) informierte die Verfasser, dass in Neumarkt „alle gleich sind und die bis jetzt erlassene Gesetze keine Unterteilung polnischer Bürger auf nationale Gruppen zulassen“.⁹⁶ Er präziserte: „Der ökonomische Kampf solle zivilisiert und

⁹³ Ebenda, S. 41.

⁹⁴ Ebenda, S. 67–71.

⁹⁵ Ebenda, S. 80–82.

⁹⁶ Pismo Wydziału Gospodarczego SN w Nowym Targu, 10.8.1937, ANSp, AMNT, Bd. 320, Bl. 607.

ruhig auf dem Weg der freien Konkurrenz verlaufen [...] Die Stadtverwaltung findet, dass der Vorschlag des SN die Ruhe und die Ordnung in der Stadt beeinträchtigen kann, zur unnötigen Verbitterung in der Bevölkerung führen kann und zu gefährlichen Auseinandersetzungen zwischen der polnischen und jüdischen Bevölkerung führen kann“.⁹⁷

Neumarkter Lokalpolitiker blieben bis zum Beginn des Krieges jedoch keineswegs immun gegenüber dem Antisemitismus. Als im April 1939 der Vorsitzende des Kahals Ignacy Hammerschlag und zwei weitere Juden, Maurycy Papier und Izrael Hammerschlag, zu Stadträten gewählt wurden, wurden sie im Gegensatz zu den anderen Räten nicht als Mitglieder interner Kommissionen berücksichtigt. Das war eine politische Entscheidung, die vorher undenkbar gewesen wäre und die in ähnlicher Weise in anderen Städten ebenso praktiziert wurde. In Reaktion auf dieses undemokratische Verhalten boykottierten Hammerschlag und seine beiden Kollegen im Stadtrat die Wahl des Magistrats. Das führte dazu, dass nur Beisitzer zum Magistrat gewählt wurden, die wie der Bürgermeister Andrzej Stachoń und der Vizebürgermeister Jan Stanek dem OZN angehörten. Dadurch wurde die Neumarkter Stadtverwaltung ähnlich wie in vielen anderen Städten kurz vor dem Krieg durch das rechtsnationale OZN gleichgeschaltet und war bereit antijüdische Forderungen umzusetzen, die sie noch zwei Jahren zuvor abgelehnt hätte. Dieser Prozess ähnelte dem der Gleichschaltung der Kommunalverwaltung in Deutschland durch die Nationalsozialisten.⁹⁸

In den 1930er Jahren war der Antisemitismus keineswegs nur unter Lokalpolitikern und Neumarkter SN-Mitgliedern verbreitet. Auch Lehrer begrüßten die Idee, in den Klassen jüdische von polnischen Kindern zu trennen.⁹⁹ Wegen des Boykotts jüdischer Läden mussten mehrere Juden wie Mojżesz Neuwirth ihre Geschäfte schließen.¹⁰⁰ Der Fleischer Izaak Zollman konnte im Mai 1939 die Stromrechnung nicht bezahlen, weil das Verbot des rituellen Schlachtens vom 20. März 1936 seinen Laden ruiniert hatte.¹⁰¹ Ein weiterer Faktor, der das Funktionieren der Jüdischen Gemeinde erschwerte, war die Rückkehr ehemaliger Neumarkter Juden aus anderen europäischen Ländern mit judenfeindlicher Gesetzgebung wie Deutschland, Italien oder Österreich. Nachdem etwa Mussolini am 18. Oktober 1938 in Triest die Einführung antisemitischer Gesetze forciert hatte, kamen jüdi-

⁹⁷ Ebenda.

⁹⁸ Panz, *Zagłada żydowskich mieszkańców Nowego Targu*, S. 93–94.

⁹⁹ Ebenda, S. 84.

¹⁰⁰ Ebenda, S. 89.

¹⁰¹ Ebenda, S. 105.

sche Studenten nach Neumarkt zurück, weil sie ihr Studium in Italien nicht fortsetzen konnten.¹⁰²

Bochnia

Eine Stadt, die aufgrund ihrer Größe, ihrem galizischen Erbe und ihrer Bevölkerungszusammensetzung Ähnlichkeiten zu Neumarkt aufwies, war Bochnia (deutsch: Salzberg). Bochnia liegt etwa 40 Kilometer östlich von Krakau und war im Mittelalter wegen des Salzbergbaus ein bedeutender Ort gewesen. Obwohl die Stadt noch vor Krakau die Stadtrechte bekam, entwickelte sie sich zu keiner Regionalhauptstadt. Bochnia war Anfang des 20. Jahrhunderts ein kleines provinzielles Städtchen, das in Galizien und später in Polen neben Wieliczka für den Salzbergbau bekannt war. Der wirtschaftliche und politische Niedergang begann sich bereits in der frühen Neuzeit anzudeuten, als die Salzgewinnung keine lukrative Aufgabe mehr darstellte.¹⁰³

Die Geschichte der Juden Bochnias ist, wie die Geschichte der Stadt auch, kompliziert. Zwar existierte bereits im 15. Jahrhundert eine blühende jüdische Gemeinde, doch wurden 1605 alle Juden aus der Stadt vertrieben, weil katholische Salzberger beim König Sigismund III. Wasa den Akt *non tolerandis Iudaeis* erbaten. Aufgrund dieses Dekrets mussten alle Juden innerhalb von zwölf Wochen die Stadt verlassen. Ihre Häuser wurden von Christen übernommen, die Synagoge und Mikwe abgerissen und der jüdische Friedhof zerstört. Juden durften sich weder in Bochnia noch in einem Umkreis von zwei Kilometern niederlassen.¹⁰⁴ Die Verordnung wurde zwar 1772 aufgehoben, aber Juden wurden christlichen Bochniaern erst 1867 gleichgestellt.¹⁰⁵

Nach 1867 erlebte die jüdische Gemeinde in Bochnia eine neue Blütezeit. Um die Jahrhundertwende wohnten in der Stadt 2.035 Juden, was 21 Prozent der Stadtbevölkerung entsprach. Aufgrund der wichtigen Zugstrecke Krakau-Lemberg, an der Bochnia lag, begann sich die Stadt in der galizischen Zeit von ihrem wirtschaft-

102 Ebenda, S. 100–102.

103 Andrzej Patryka, W okresie rozbioru i niewoli, in: Feliks Kiryka / Zygmunt Ruta (Hrsg.), Bochnia. Dzieje miasta i regionu, Kraków 1990, S. 251–254; Jerzy Zdrada, W czasach autonomii galicyjskiej (1850–1918), in: Feliks Kiryka / Zygmunt Ruta (Hrsg.), Bochnia. Dzieje miasta i regionu, Kraków 199, S. 291–293; Józef Hampel, Jerzy Zawistowski, Stosunki gospodarcze i administracyjne w latach 1919–1939, in: Feliks Kiryka / Zygmunt Ruta (Hrsg.), Bochnia. Dzieje miasta i regionu, Kraków 1990, S. 351–361.

104 Krystyna Grzesiak, Dobrze i trudne czasy bocheńskich Żydów, in: Słowo Żydowskie 3, 81 (1995), S. 12–13.

105 Krystyna Grzesiak, Żydzi w Bochni, in: Wiadomości Bocheńskie 4, 22 (1994), S. 8–10.

lichen Niedergang zu erholen. In den 1860er Jahren entstand in Bochnia ein Kahal. Erneut wurden Gebetshäuser, eine Mikwe, eine Synagoge und ein jüdischer Friedhof erbaut. Bochniaer Juden gingen vor allem dem Handel nach. Von den 272 vor dem Zweiten Weltkrieg in Bochnia registrierten Händlern waren 239 Juden. In der Stadt gab es drei jüdische Fabriken, die jeweils zwischen 40 und 115 Arbeiter beschäftigten. Juden nahmen wie ihre christlichen Nachbarn an den polnischen Nationalfeierlichkeiten und bei der Enthüllung von Nationaldenkmälern teil. Alexander Urban, der vor dem Krieg in Bochnia lebte und das dortige Gymnasium besuchte, weist in seinen Erinnerungen allerdings darauf hin, dass Polen und Juden in der Stadt neben- und nicht miteinander lebten, dass seine jüdischen Kollegen gut in Mathematik waren, aber Probleme mit Polnisch hatten, und dass viele von ihnen sich statt für die polnische für die deutsche Sprache und Kultur interessierten. Als der Zweite Weltkrieg begann, hatte Bochnia etwa 12.500 Einwohner, 3.000 von ihnen waren Juden. An der Spitze der Stadtverwaltung stand seit 1933 der Bürgermeister Stanisław Pacuła.¹⁰⁶

Brzozów, Muszyna und Mszana Dolna

Brzozów im Karpatenvorland ist eine der kleinsten in dieser Studie untersuchten Städte. Im Februar 1940 lebten dort 3.555 Polen, 894 Juden und 24 Ukrainer.¹⁰⁷ Mit Ausnahme von einzelnen Familien siedelten Juden erst Ende des 18. Jahrhunderts in Brzozów. Die jüdische Gemeinde erbaute Mitte des 19. Jahrhunderts eine Synagoge, unterhielt einen Friedhof und schloss Juden aus der Umgebung ein. Wie viele andere Städte verdoppelte Brzozów seine Bevölkerungszahl in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Zuge der Industrialisierung wurden die lokalen Erdölvorkommen zu einem wichtigen Wirtschaftszweig, aber ein Großteil der Bewohner arbeitete als Handwerker oder in der Landwirtschaft. Anfang November 1918 kam es zu einem größeren Pogrom in Brzozów, bei dem polnische Bauern mehr als 100 jüdische Häuser in der Stadt plünderten.

Obwohl die Stadt nach dem Ersten Weltkrieg verarmte und die jüdische Gemeinde schrumpfte, gehörten auf dem Marktplatz alle Gebäude außer drei Häusern jüdischen Besitzern. In der Stadt gab es ein Gebetshaus, eine Mikwe und ein Cheder. Lokale Zionisten eröffneten 1920 eine Talmudschule in Brzozów, in der sie Hebräisch unterrichteten. Etwa 100 Juden emigrierten in der Zwischenkriegszeit

106 Zdrada, W czasach autonomii galicyjskiej, S. 281; Iwona Zawidzka, Żydzi Bocheńscy, Bochnia 1999, S. 10; Aleksander Urban, Wspomnienia o bocheńskich Żydach, in: Wiadomości Bocheńskie 3, 71 (2006), S. 26.

107 Einwohnerzahl, 28.2.1940, APSa, AMBrz, Bd. 436, Bl. 33.

nach Palästina. Kurz bevor die Besatzer nach Brzozów kamen, floh ein Teil der Juden über den Fluss San in den von der Sowjetunion besetzten Teil Polens.¹⁰⁸

Muszyna ist ein in den Beskiden malerisch gelegenes, kleines Städtchen, das in den 1920er Jahren dank des Bürgermeisters Antoni Jurczak zum Kurort aufstieg. Die Stadt ist unter anderem für seine Mineralquellen und die Ruinen der Burg von Muszyna bekannt. Trotz seiner raschen Entwicklung zu einem florierenden Kurort, der in der Sommersaison 1938 über 10.000 Gäste beherbergte und über eine direkte Zugverbindung nach Warschau, Wien und Lemberg verfügte, arbeiteten in den 1930er Jahren noch über 70 Prozent der Stadtbewohner von Muszyna in der Land- und Forstwirtschaft. Juden siedelten sich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Stadt an, nachdem die Habsburger Verwaltung die Besitz- und Rechtsverhältnisse im Muszyna Land, das bis dahin Eigentum der Krakauer Bischöfe gewesen war, geändert hatte. 1938 lebten in der kleinen Stadt 3.250 Personen, 800 von ihnen waren Juden. Eine wichtige Einnahmequelle der Muszyner Juden war der Tourismus des prosperierenden Kurortes. Zwei Hotels und ein Teil der Restaurants und Gasthäuser, die in der Stadt für die Besucher gebaut wurden, hatten jüdische Besitzer. Die Beziehungen zwischen Juden und Polen waren keineswegs harmonisch. Die antijüdischen Ausschreitungen verschonten 1936 Muszyna nicht.¹⁰⁹

Eine weitere Kleinstadt, die in dieser Studie eine Rolle spielt und in den Beskiden liegt, ist Mszana Dolna. In diesem etwa 50 Kilometer südlich von Krakau am Fluss Raba gelegenen Ort lebten 1939 2.600 Personen, 800 davon Juden. Durch Zuwanderung stieg ihre Zahl bis 1941 auf etwa 1.000 Personen an. Die Stadtbewohner arbeiteten in der Industrie, im Gewerbe und in der Landwirtschaft. Obwohl zur Zeit der Habsburgermonarchie in der Stadt einige Fabriken entstanden waren, war die Ortsbevölkerung überwiegend arm, was die Abwanderung in größere Städte und die Emigration ins Ausland beförderte. Der Tourismus trug zwar zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage bei, aber in deutlich geringerem Maße wie in Muszyna, Rabka und anderen Städten in der Region. Eine jüdische Gemeinde entstand in Mszana Dolna um 1870. Sie hatte eine Synagoge, eine Schule und ein Bad, das auch nicht-jüdische Stadtbewohner nutzen konnten. Auch die jüdische Bibliothek war allen Interessierten zugänglich. 1918 brach in der Stadt ein

108 Abraham Wein / Aharon Weiss (Hrsg.), *Encyclopaedia of Jewish Communities*. Poland, Bd. 3, Jerusalem 1984, S. 71–72.

109 Barbara Rucka, *Dzieje Muszyny w zarysie*, in: *Almanach Muszyny* (1995), S. 5–10; Andrzej Moszczak, *Wspomnienia z lat okupacji*, in: *Almanach Muszyny* (2005), S. 186; Rafał Żebrowski, *Żydzi w Muszynie wobec Holokaustu. Część 1. Wysiedlenie*, in: *Almanach Muszyny* (1999), S. 41–51; ders., *Żydzi w Muszynie wobec Holokaustu. Część 2. Żydowski obóz pracy w Muszynie*, in: *Almanach Muszyny* (2003), S. 47–59.

mehrtätiges Pogrom aus, bei dem jüdische Geschäfte und Häuser geplündert wurden.¹¹⁰ Die verarmte Bevölkerung von Maszana Dolna wurde häufig Opfer des sich in den 1930er Jahren verbreitenden Antisemitismus.¹¹¹

Krzyszowice (Kressendorf)

Die Kleinstadt Kressendorf, in der Hans Frank 1940 seine Privatresidenz im Palast der Familie Potocki einrichtete, erhielt erst im Jahr 1924 die Stadtrechte. Vier Jahre später wurde es zum Kurort ernannt. Generalgouverneur Frank mochte offensichtlich seine Residenz, weil er sie häufig aufsuchte. Zur Einweihung lud er unter anderem Joseph Goebbels nach Kressendorf ein.¹¹² Wegen einer Quelle mit schwefelhaltigem Wasser hatte der polnische Adlige August Czartoryski bereits 1788 ein Kurbad in Kressendorf errichtet. Nach den Teilungen Polen-Litauens lag Kressendorf in Galizien bzw. 1815–1846 in der Republik Krakau. 1900 machten Juden 15 Prozent der Stadtbevölkerung aus und hatten zwei Synagogen. Als der Erste Weltkrieg zu Ende ging, kam es in der Stadt drei Mal zu antijüdischen Ausschreitungen, bei denen jüdische Läden und Stände geplündert wurden. Wie in vielen anderen galizischen Städten waren auch in Kressendorf viele Juden Anhänger zionistischer Ideen. Obwohl Juden vor dem Zweiten Weltkrieg nur 17 Prozent der Stadtbevölkerung ausmachten, sammelten sie 1939 36 Prozent der für den Nationalen Rüstungsfond zusammengelegten Gelder.¹¹³

110 Aleksander Kalczyński, Wspomnienia o życiu mszańskich Żydów, in: *Małopolska 17* (2015), S. 230.

111 Wein / Weiss (Hrsg.), *Encyclopaedia of Jewish Communities. Poland*, Bd. 3, S. 251.

112 Fujarski, *Kronika miasta Krzeszowic*, S. 34.

113 Łukasz Skalny, *Historia Krzeszowic. Okres międzywojenny*, Krzeszowice 2004, S. 10–38.